Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 125 (1984)

Artikel: Warten auf den schönen Tag
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033678

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Warten auf den schönen Tag

Erzählung aus der Innerschweiz
von Josef von Matt
mit Bildern von Marianne Borgula-Christen

Frau Barbara trat in die Stube, sah ihren Mann trübsinnig am Tisch sitzen und begann, Gläser und Teller in das Buffet einzuräumen. Dann und wann warf sie einen Blick auf die mächtige Gestalt am Tisch, den grossen, schweren Mann, den man weitum den starken Melk nannte. Sie beeilte sich nicht mit ihrer Arbeit. Sie begann zu reden: «Der feine Herr wird dir wieder die Ohren vollgeblasen haben, ist ja nicht das erste Mal . . . Wenn es dann zu einem Handel kommt, möchte ich mich melden, dass du mir etwas mehr Geld in die Haushaltkasse gibst. Das ganze Jahr durch bin ich auf dem Trockenen. . . Luzia braucht neue Kleider, sie kommt jetzt ins Wachsen.» Ihr Mann stocherte in seiner Pfeife und schien wenig Gehör zu haben. Er griff in die Hosentasche, zog seinen Tabakbeutel hervor und stopfte die Pfeife, ohne ein Wort zu erwidern. Frau Barbara trat in seine Nähe und fuhr fort: «Nicht, dass du meinst, ich sei dafür, den Brenngaden zu verkaufen. Ich bleibe dabei, von unserem «Luegis» soll kein einziger Meter Land verkauft werden. Du hast es so von deinem Vater bekommen und sollst es auch wieder deinem Sohn weitergeben. Ich meine nur, wir sind ja nicht arm, haben einige gute Jahre hinter uns, die Söhne haben ihren Beruf. Immer nur sparen, jeden Fünfliber sechs Mal umdrehen und dann erst noch wieder in den Geldsack zurückstecken, das verleidet mir mit der Zeit.»

Schon wollte der Vater unmutig aufstehen und ohne ein Wort die Stube verlassen, da kam der junge Melk herein und sagte: «Ich habe den hellgrauen Wagen gesehen, ist lange Zeit vor der Einfahrt gestanden. Der Architekt ist wohl wieder bei dir gewesen, wird wegen dem Brenngaden gekommen sein. Was hat er dir jetzt geboten?» Mit grossen Schritten kam der junge Melk auf den Tisch zu, rutschte auf der Eckbank hinauf, nahm Vaters Tabakbeutel in die Hand und tat so, als wollte er diesen Platz nicht so schnell wieder verlassen und da der Vater stumm blieb, fuhr er fort: «Hat wohl wieder seinen dicken Goldring funkeln lassen, der Spitzbub, ist dir um den Bart herumgestrichen und hat dir von seiner Sehnsucht nach dem Landleben herumgeflunkert.»

Endlich tat der Vater seinen Mund auf und meinte, bedächtig den Kopf hin- und herwiegend: «Der Brenngaden ist eine Ruine. Das Dach rinnt, das Holzwerk ist zu einem guten Teil morsch, die Mauern haben Risse. Wir brauchen ihn, seitdem wir unsere grosse Scheune gebaut haben, schon lange nicht mehr. Was sollen wir mit ihm anfangen? Eine kleine Feuersbrunst wäre da sehr willkommen.»

«Aber das Land», protestierte der junge Melk. «Er steht ja nicht weit von unserem Wald weg. Du wirst doch gewiss nicht ein Stück Land aus unserer Matte in fremde Hände geben. Überhaupt, der Architekt passt mir nicht besonders ins Auge. Wie er so geschwollen daherredet, mit seinem goldenen Armband klimpert und von seinen vielen Häusern plagiert. Mit dem ist etws faul, das sag ich dir.» Nun fuhr die Mutter dazwischen: «Du bist dich eben nicht gewohnt, mit Leuten aus der Stadt umzugehen. Heutigentags tragen vornehme Männer Armbänder, warum sollen sie nicht, früher haben sie mit goldenen Manschettenknöpfen geklimpert und noch früher einen geröhrleten Halskragen getragen. Die Eitelkeit ist nicht nur bei den Frauen zu Hause. Ich gehe jetzt und schaue, dass ich für euch ein rechtes Nachtessen richten kann, sofern noch etwas im Chuchigänterli vorhanden ist.» Auf dem Weg zur Türe liess sie noch die Bemerkung fallen: «Aber nicht, dass du mir im Brenngaden unvorsichtig mit der Laterne umgehst.»

Die beiden Männer blieben am Tisch sitzen, warteten auf das Nachtessen und sprachen nicht länger über den Brenngaden, denn der junge Melk sah wohl, dass der Vater noch keinen Entschluss gefasst hatte und wusste aus Erfahrung, wie wenig er sich dreinreden liess.

Luzia kam nach einer Weile, jung, hübsch, mit blonden Locken und blauen Augen, wie der Frühling in Person, deckte den Tisch, lachte und berichtete, der Sekundarlehrer habe einen Sohn bekommen. Eingefallen und bleich wie Käse sei er am Morgen aufgetaucht und sehr schwapplig auf seinen Beinen gestanden. Die Geburt habe ihn sichtlich arg mitgenommen.

Kurz bevor Luzia die Suppe hereinbrachte, war das Geknatter eines Töfflis zu vernehmen. Arnold brauste heran auf einem uralten Modell, das nur mit Aufgebot der letzten Kräfte das steile Stück der Strasse erklimmen konnte. Schon oft war er mit diesem Gefährt stecken geblieben, aber immer hatte er es wieder soweit zusammenflicken können, dass es mit blauem Rauch und Getöse den Berg hinaufkroch. Arnold balancierte durch die halboffene Türe ins Tenn hinein, stieg, eine lustige Melodie auf den Lippen, die Aussentreppe hinauf und trat ins Haus. Auch er, wie alle drei Söhne auf dem «Luegis», gross, breitschultrig und voll Kraft. Mit einem freundlichen Gruss setzte er sich an seinen gewohnten Platz, warf mit einer kecken Bewegung des Kopfes seine braunen Haare zurück, schaute mit scheelem Blick auf den leeren Platz neben ihm und sagte: «Peter wird wohl wieder an seiner Andrea hängen geblieben sein. Ist doch merkwürdig, er mit seinem Auto kommt langsamer voran, als ich mit meinem vorsintflutlichen Zweiräder.» Er wollte noch eine höhnische Bemerkung anbringen, aber die Mutter begann mit dem Tischgebet und darnach wurde alle Aufmerksamkeit der dampfenden Suppe zugewendet.

Eine flotte Familie sass da um den Tisch in der grossen Stube mit dem dunkeln Täfer, dem breiten Buffet, den Fotographien von Grossmutter und Grossvater und dem Ölgemälde eines Ahnen. Die weissen Vorhänge an den Fenstern, nach unten zu hübsch mit Schlaufen zurückgebunden, gaben der Stube eine gewisse Vornehmheit, und der behäbige Lehnstuhl neben dem grünen Ofen war Zeuge, dass auch schon die Vorfahren gemächliche Bequemlichkeit geschätzt haben. Mit keinem Wort wurde der Brenngaden erwähnt und auch nicht Peters Abwesenheit. Schon zu oft war er vom Essen fortgeblieben und keinen Bericht gegeben. Die Mutter trug seinen sauberen Teller hinaus ohne darüber Worte zu verlieren.

Da sie im Vorbeigehen an einem Rosenbusch hängen blieb, stiess sie einen gellen Schrei aus.

Wie die Dame im Pelzmantel die Nase rümpft

Der Architekt aber kam bald wieder, und einmal kam er mit seiner Frau im Pelzmantel. Beim Aussteigen aus dem grossen grauen Wagen achtete sie darauf, ihre feinen Schühlein nicht zu beschmutzen, und da sie im Vorbeige-

hen an einem Rosenbusch hängen blieb, stiess sie einen hellen Schrei aus. Der besorgte Gatte tröstete sie die Stiege hinauf und noch beim Eintreten in die Stube versicherte er sie, dass kein Schaden entstanden sei. Den angebotenen Stuhl betrachtete sie genau, bevor sie sich darauf setzte. Kaum hatte sie den Aschenbecher auf dem Tisch erblickt, griff sie nach ihrer Schildplattasche und suchte nach ihren Zigaretten. Die prächtige Aussicht in die Berge mit ihrem Neuschnee, der Blick auf das Dorf, dessen Kirchturm trutzig aufragte, die vielen ineinandergeschobenen Dächer, die sich um den freien Platz vor der Kirche kuschelten, fanden bei ihr kein Interesse. Auch Frau Barbaras Fragen, ob sie ein Glas Wein oder lieber einen heissen Kaffee wünsche, wurden nicht beachtet. Man einigte sich schliesslich auf einen Blümlitee, wozu der besorgte Gatte mit säuerlicher Miene nickte und dann mit Begeisterung die Flasche Kräuterschnaps begrüsste, die von Frau Barbara auf den Tisch gestellt wurde. Der starke Melk und der Architekt sassen auf der Eckbank, schon bald in ein Gespräch um den Brenngaden vertieft. Frau Barbara versuchte derweil von der stolzen Frau, die nervös mit einer schweren Goldkette spielte, zu erfahren, ob sie sich auch um die Geschäfte ihres Mannes kümmere und wie seine beruflichen Aussichten für die nächste Zukunft seien.

Frau Barbara kam mit ihr nicht so recht ins Plaudern, weil sie mit halbem Ohr den Worten der Männer lauschte. Der Architekt versuchte, dem Melk Verständnis abzuringen für seine Pläne: «Ich brauche einen Ort der Stille, der Ruhe, der Abgeschiedenheit. Ich muss dem Gehetz, dem Stress meines Berufes ausweichen können. Hier gefällt es mir, der nahe Wald, das kleine Tälchen, in dem der Brenngaden steht, hat mich bezaubert. Und ich brauche Platz. Die grossen Entwürfe und Zeichnungen, ich muss sie auf einem riesigen Tisch überblicken können. Ich will vorläufig nur das obere Stockwerk ausbauen. Wegen dem Heimatschutz brauchen wir uns keine Gedanken zu machen. Der Brenngaden liegt so abgeschieden, kein Weg, keine Strasse führt vorbei. Wer wird da schon reklamieren, wenn ich einige breite Fenster einbaue! Der Has und der Fuchs, die da gelegentlich vorbeispazieren, werden keine Heimatschützler aufjagen.»

Da mischte sich die hübsche Gattin plötzlich ins Gespräch: «Also meinen Standpunkt kennst du. Mich bringst du um alles in der Welt nicht in diesen Stinkgaden. Was soll ich in dieser Einöde tun? Die Daumen drehen und langweilig warten, bis du mit mir heimfährst. Den Waldrand anstarren und warten, bis ein Vogel piepst. Du selbst wirst es in diesem Loch nicht aushalten. Du brauchst doch Betrieb, musst Menschen um dich haben, dir ist ja nur wohl, wenn du gehetzt wirst. Der ganze Plan ist Unsinn. Wirfst eine Geldmenge in diesen Schutthaufen. Wie ists mit deinem Motorboot, das hast du wegen deinen Nerven gekauft. Das Wasser beruhigt. Und wie oft fährst du auf dem See? An Ostern, und wenn es gut geht, noch kurz, bevor du das Boot einwintern musst. So wird es mit dem alten Gaden gehen. Das Geld könnten wir wahrlich besser verwenden.»

Der grosse schwere Mann wollte zuerst aufbegehren. Eine gefährliche Röte stieg ihm vom Hals auf in die Wangen. Dann beherrschte er sich und sagte mit sanfter Stimme: «Wie kann ich auf dem Motorboot meine Pläne ausbreiten? Wenn ich an einem stillen Ort arbeiten will, ein hübsches Plätzchen gefunden, mich ein wenig eingerichtet habe, dann regnets wieder, muss ich flugs alles einpacken. Hier kann ich die verzwickten Lösungen suchen, im Notfall alles eine Woche ruhen lassen, zurückkommen und bin vom ersten Augenblick an wieder mitten drin.»

Beredsamkeit ist meist nicht die erste Tugend der Architekten, aber der dicke Herr entfachte ein Feuerwerk von Worten, das bis in die heranstreichenden Herbstnebel hinauf zündete. Er füllte sein Schnapsgläschen immer wieder, brachte aber seine Gattin nur soweit, dass sie mit einem mockanten Lächeln die Glut ihrer Zigarette betrachtete und schwieg.

Die Abreise gestaltete sich theatralisch. Die beleidigte Frau wollte als Entgelt für den Blümlitee eine Zehnernote unter ihre Tasse schieben, was den Protest der Hausfrau hervorrief.

Inzwischen hatte sich der Himmel verdüstert, ein ergiebiger Regen trommelte auf das Dach. Der Architekt musste aus seinem Wagen den bunten Regenschirm holen und damit die kostbare Frisur seiner Gattin beschützen. Melk blieb am Schärmen. Frau Barbara half beim Einsteigen und klemmte in der Aufre-

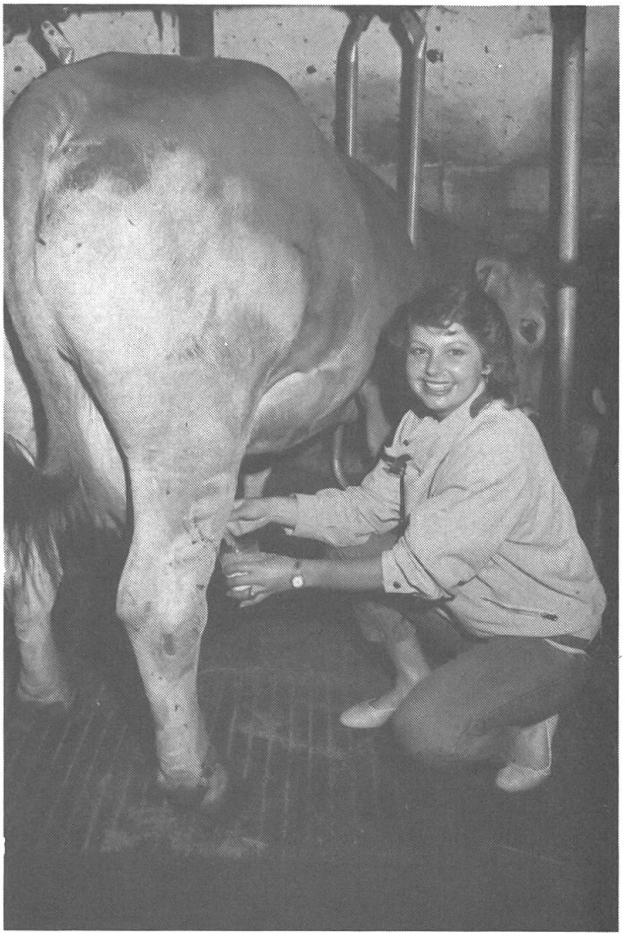
gung noch mit der Wagentüre den kostbaren Pelzmantel ein. Mit einem erleichterten Aufschnauf winkte sie dem fortfahrenden Wagen nach.

Weiss der Himmel, was in Melks Kopf vorging. Ahnte er, dass ihm die grosse Summe, die der Archtitekt geboten, und mit der er schon sicher gerechnet hat, wegen der widerborstigen Frau davonschwamm. Bei der nächsten Zusammenkunft mit dem Architekten verkaufte er ihm den Brenngaden, wider alle Vernunft und gegen den Willen seines Sohnes und seiner guten Frau.

Von der Liebe und einem Zabig in der Alphütte

Zwei Mädchen lagen im Gras beim kleinen Bergsee, der auf der Passhöhe seinen tiefblauen Spiegel der Sommersonne darbot. Auf der Schattenseite war das Ufer schneebedeckt, weit in die Felsen hinauf ragte wie ein Gletscher der Schnee, der jeweils erst Ende Sommer verschwand. Ein lindes Lüftlein kühlte den beiden ihre sonnenhungrige Haut. Der Pfiff der Murmeltiere, das Herabrollen von Steinen vom Sprung einer Gemse, sonst herrschte Stille über dieser Bergwelt. Da und dort segelte ein Wölkchen von Fels zu Grat.

Wenn sie schon von der Wanderung müde ihre Glieder streckten, das Mundwerk blieb ständig in Bewegung. Denn was Freundinnen nach langen Wochen zu erzählen haben, dafür genügt ein Sommermorgen nicht. Die Eine hatte ihr pechschwarzes Haar in ein buntes Kopftuch gebunden, die andere breitete ihre blonden Locken auf dem Blumenteppich aus. Weitum war kein Mensch, der dieses entzückende Bild hätte bewundern und auch niemand, der ihr vertrautes Gespräch hätte stören können. «Du redest immer nur von ihm», frug Rolfi, «weisst du, wo seine Eltern sind, seine Brüder und Schwestern?» «Er spricht nur von seinem älteren Bruder, der auf einem Schiff auf hoher See Steuermann sein soll oder Seeoffizier und in der Weltgeschichte herumfährt», entgegnete Isabell, «er soll auch ein wilder Geselle sein. War schon als Bub nicht zu bändigen und hat schon mit zwanzig Jahren sein Glück in der grossen Welt versucht.» «Ich an deiner Stelle», meinte Rolfi, «würde mich doch wundern, was sein Vater beruflich für eine Stellung hat. Du verliebst dich Hals über Kopf in einen Mann, weisst nicht, wo er herkommt. Du als Sekretärin mit drei Sprachen und dann noch bei einer Versicherungsgesellschaft, ich finde, das passt nicht zu dir. Du hast doch deine Zukunft solid aufgebaut, immer den nächsten Schritt sorgsam überlegt. Du bist nicht mehr in der Sekundarschule, wo man bis an die Haarwurzeln rot anläuft, wenn der Schwarm durch die Türe hereinkommt.»



Das Milch-Girl 1982, die Edith aus Büren ist vielleicht noch keine fertige Melkerin, erfüllt aber ihre Aufgabe mit viel Charme.

Isabell erhob sich, nestelte am Rucksack, packte die Thermosflasche und die Reste ihres Mittagessens ein und schien beleidigt: «Du kennst ihn nicht. Ich will dich einmal mit ihm bekannt machen. Wenn du ihn siehst, wenn du ihn hörst, wirst du mich verstehen. Noch nie habe ich einen Menschen getroffen, der so auf mich eingeht, meine geheimsten Wünsche entdeckt und mir seine ganze Liebe zeigt. Komm wir gehen. Es hat keinen Zweck, von ihm zu

reden, bevor du ihn gesehen hast.» Rolfi fügte sich in den plötzlichen Aufbruch und schwieg. Sie suchten den schmalen Weg und schritten hintereinander durch die Weiden mit ihren leuchtenden Blumen. Rolfi dachte, blind und verliebt, wenn sie nur noch sieht, wo sie hintritt, sonst fällt sie mir noch über die Felsen hinunter. Ohne viel zu reden, wohl über eine Stunde lang wanderten sie, bis sie zu Wäldern und zu einer Alphütte kamen inmitten von saftigen Weiden mit einer weiten Aussicht in die Schneeberge und über die prächtigen Alpen.

Am Brunnen wuschen sie Gesicht, Arme und Hände, kühlten den Sonnenbrand, spritzten sich vergnügt an, als plötzlich der starke Melk vor ihnen stand und mit seinem Brummbass zur Vernunft mahnte: «Leichtsinniges Weibervolk. Eiskaltes Wasser trinken, so erhitzt. Da kann ich euch schon etwas Besseres anbieten, Milch oder einen währschaften Kaffee mit Bätziwasser.» Rolfi schaute auf und war erstaunt: «Ja Ihr seid doch der Vater im «Luegis». Euch kenne ich noch von meiner Schulzeit. Seit Ihr jetzt Älpler geworden?» «Jeden Sommer und die ganze Alpzeit», sagte nicht ohne Stolz der bärtige Mann, «das ist meine Alp und gehört seit Menschengedenken zu meinem «Luegis». Kommt jetzt herein, ich will euch ein Zabig rüsten.»

Nicht ungern folgten die beiden Töchter dieser Einladung, traten in das Dunkel der Hütte, setzten sich an den Tisch, auf den bald braune Tassli und ein mächtiger Käsbissen gestellt und Messer hingeworfen wurden. «Dich kenne ich schon, du bist doch die Rolfi vom Schreiner Isidor, bist immer noch das gleiche Rubelmeitschi wie damals,als du noch in die Schule gingst und zu uns ins «Luegis» kamst, die Haare voll Tannennadeln. Einmal hat dir meine Frau noch den Rock flicken müssen, weil du dich nicht heimgetraut hast mit dem bösen Schranz.» Rolfi schaute in das runzelige Gesicht und staunte: «Nein, dass ihr Euch noch an meinem zerrissenen Rock erinnern könnt, es ist schon so lange her, dass wir fortgezogen sind an den See. Wir wohnen jetzt in einem grossen Haus und prächtig gelegen, aber ich habe immer noch Sehnsucht nach dem lieben Dorf von früher.»

Kaffeeduft stieg ihnen in die Nase. Müde vom langen Marsch kam den beiden Fräuleins das Zabig sehr willkommen. Mit dem vierschrötigen Älpler liess sich gar nett plaudern, bis die Stunde heranrückte, da sie wieder den Weg unter die Füsse nehmen mussten. Kurz vorher trat noch ein junger Mann ein, einen gefüllten Milchkessel in der Hand, nicht sonntäglich gekleidet, dreckige Gadenhosen und ein Hemd, das auch nicht eben aus der Glätterei kam. Er schaute kritisch zu den beiden Damen hinüber. Dann hellten sich seine Züge auf, setzte den Kessel auf den Boden und kam näher, streckte seine Hand über den Tisch und sagt: «Das ist, wills Gott, die Rolfi aus der Schreinerei, bist grösser geworden und schöner, seitdem wir miteinander Theater gespielt haben.» «Danke für das Kompliment, Arnold», sagte Rolfi, ergriff die dargebotene Hand, «das Gleiche kann man von dir sagen. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.»

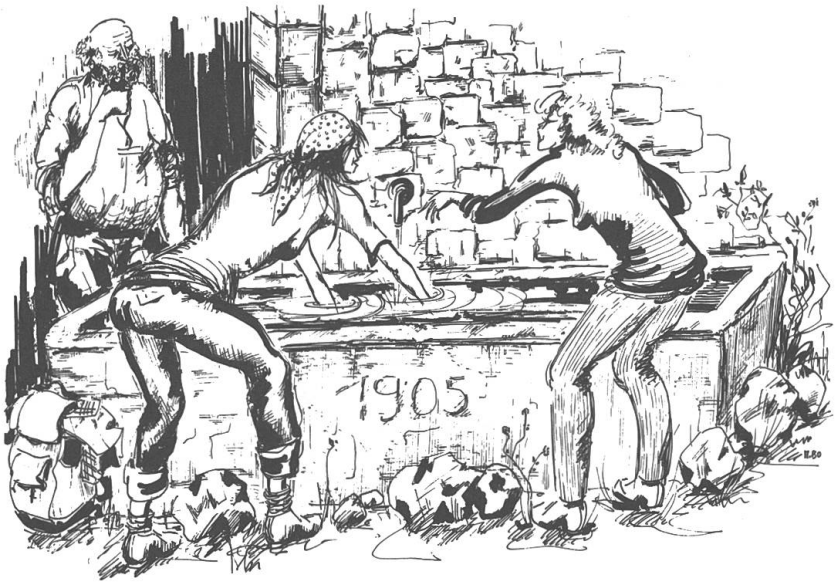
Was in dem Mädchengesicht nicht schon vom Sonnenbrand gerötet war, wurde nun während dem Händeschütteln puterrot. Arnold setzte sich an den Tisch und begann: «Als verunfalltes Kind habe ich dich über die Bühne getragen. Heutigentags wäre es wohl nicht mehr so leicht, dich auf die Arme zu nehmen. Nicht, dass mir die Kraft fehlen würde, aber solche Fräulein darf man wohl nicht mehr einfach auflüpfen und umhertragen.» «Eine alte Bekanntschaft also», bemerkte Isabell, «da dürfen wir erst recht zugreifen. Dieser Alpkäs ist grossartig, eine Delikatesse, darf ich noch ein Stück abschneiden?»

Eine dumme Frage, hier auf der Alp bei den Leuten vom «Luegis», die sich freuen, wenn sie Gäste haben, die guten Appetit zeigen. «Nimm so viel du magst», brummte Melk und merkte gar nicht, dass er dem städtischen Fräulein du sagte, «das gefällt mir, wenn euch mein Käs schmeckt. Er wurde hier auf der Alp gemacht, allerdings im vergangenen Sommer, sonst wäre er noch zu weich.» Unterdessen hatte Arnold Zeit gefunden, seine zerzausten Haare zu glätten, den Kragen an seinem zerknitterten Hemd zurecht zu ziehen und auch ein Tassli mit Kaffee zu füllen. Nun mussten die beiden Töchter berichten, wie sie und wo sie hergekommen seien. Ob sie eine Ferientour machen, hier auf der Alp übernachten wollen, Platz genug sei für solche Wandervögel immer vorhanden. Mit Bedauern schüttelte Rolfi den Kopf und Isabell erklärte, wie sie früh am Mor-

gen schon auf ihrem Büro antreten müsse, am Montag sei der Chef immer übler Laune, da dürfe sie keine Minute zu spät kommen. «Mein Chef», meinte Arnold, «ist am Montag vor 10 Uhr überhaupt nicht auf der Bildfläche zu sehen und dann bis gegen Abend nur ganz im Hintergrund. Er versteckt sich in seinem Büro und hinter den Maschinen. Ihm wäre wohl lieber, die Woche würde erst am Dienstag beginnen.»

Sie kamen ins Plaudern und vergassen die Zeit, bis der Vater das Licht auf den Tisch stellte und meinte: «Wenn ihr nicht dableiben wollt, dann ist es jetzt Zeit, noch vor dem Dunkelwerden über die Ribi zu gehen, sonst muss euch Arnold doch noch auf die Arme nehmen.» «Warum nicht», lachte Rolfi, griff aber nach ihrem Rucksack und machte sich für den Abstieg bereit.

Tatsächlich war die Sonne schon hinter den Bergen versunken. Das Abendrot liess die Gletscher leuchten, da die beiden Mädchen Abschied und tapfer den Weg unter die Füsse nahmen. Jauchzend und lachend marschierten sie bergab. Die gefährliche Strecke über die Ribi ohne viele Worte. Erst da sie auf guter Strasse in das Dunkel des Waldes hineinkamen, fing Isabell wieder zu reden an: «Du hast dich über mein Verliebtsein lustig gemacht. Und du, meinst du, ich habe nicht gesehen, wie du dem Arnold Kulleraugen gemacht hast. Angestrahlt hast du ihn wie mit Scheinwerfern. Mit den Augen verschlungen hast du ihn.» «Jetzt mach aber einen Punkt, Isabell», fuhr Rolfi entrüstet dazwischen,» wenn man nach so vielen Jahren einen Schulkameraden trifft. Und Arnold war ein lieber Kamerad, drei Klassen über mir, aber immer hilfsbereit. Nicht wie die andern Buben, die uns Mädchen auslachten und bei jeder Gelegenheit blosstellten. Er hat mir zweimal das Velo geflickt.» «Hör auf», sagte Isabell, «warum verteidigst du dich? Ich bin doch nicht blind. Eine alte Liebe ist in dir aufgebrochen. Jetzt weiss ich, warum du partout über den Pass wandern wolltest.» Rolfi blieb entrüstet stehen: «Keinen Schritt gehe ich weiter mit dir. Ich wusste doch nicht, dass er ausgerechnet heute zu seinem Vater auf die Alp hinauf geht. Er ist im Handballklub und beim Schwimmen einer der ersten, macht überall mit. Dass er gerade heute keine Verpflichtung hat, ist reiner Zufall.» Nach längerem Schweigen, im ruhigen Schreiten durch die Dämmerung, begann Isabell wieder: «Du wohnst jetzt weit fort von deinem Heimatdorf, ungefähr vierzehn Kilometer. Du hast ihn heute, nach weiss wie vielen Jahren, zum ersten Mal wieder getroffen, das war nicht nur die Wiedersehensfreude, die dich so erglühen liess. Und du weisst alles, was er in seiner Freizeit tut, ob er im Handball oder Schwimmen in die ersten Ränge kommt . . .» «Das kann man doch alles



Plötzlich stand der starke Melk vor ihnen und schimpfte:
«Leichtsinniges Weibervolk! Eiskaltes Wasser trinken, so erhitzt!»

in der Zeitung lesen» fuhr Rolfi dazwischen, «und dass er den besten Lehrabschluss gemacht hat und vom Erziehungsdirektor eine Auszeichnung heimnehmen konnte. Das steht alles schwarz auf weiss gedruckt.» «Nur keine Aufregung, liebe Rolfi, nur möchte ich bitten, ein wenig mehr Verständnis zu zeigen, wenn deine beste Freundin ihre Herzensnot ausplaudert und keinen Rat weiss, vor lauter Liebe.»

Finsteres Dunkel hüllte das Mienenspiel der beiden Mädchen ein und auch die beiden Gestalten, die müden Schrittes den Bergweg hinab kamen, auf das Dorf zu, in dessen Häuser die Stubenlampen brannten, mit ihrem Schein den beiden den Weg ein wenig erhellten.

Ein Hilferuf, eine Ohrfeige und zerrissene Hosen

Da Rolfi spät in der Nacht und müde von der Bergwanderung nach Hause kam, hörte sie ein verhaltenes Rufen. Schnell trat sie auf die Haustüre zu. Dann vernahm sie wieder: «Rolfi, Rolfi!» Sie blieb stehen und schaute umher, trat einige Schritte zurück. Wieder hörte sie ihren Namen mit ängstlicher Stimme rufen. Nur wenige Schritte trennten sie vom Ufer des Sees, dessen Wellen leise an die Mauern schlugen. Die Sterne funkelten am Himmel, eine mondlose Nacht. Das war doch Tonis Stimme, wo mochte dieser Lausbub, der längst unter der Decke liegen sollte, nur stecken?

Der Ruf kam von oben. Kein Fenster zeigte Licht. Rolfi ging dem Ruf nach um die Hausecke. Sie nahm aus ihrem Rucksack die Taschenlampe und liess den Lichtstrahl der Hauswand nach hinaufgleiten und gewahrte einen Schatten, der sich bewegte. Der Lehrbub, dachte sie, der Lausbub, ist zu spät heimgekommen und hängt am Dachkännel. Soll ich eine Leiter holen und damit die Mutter wecken? Rolfi ging zur Haustür zurück, zog ihre Bergschuhe aus und schlich leise die Treppe hinauf bis vor die Türe, hinter der der Lehrbub schlafen sollte. Dort aus dem Fenster gebeugt entdeckte sie den Schlingel, eingeklemmt zwischen Hauswand und Kännel, die Hosen an einem Hacken aufgehängt. «Wie lange bist du schon hier?» fragte Rolfi. «Wenn mich nur niemand hört. Gib mir die Hand, dann kann ich schon ins Fenster turnen», flüsterte Toni.«Aber meine Hosen sind eingeklemmt.» «Dann schlüpf aus den Hosen,» sagte das Mädchen, «die können wir nachher holen.» Toni schnallte mit Mühe seinen Gürtel auf, streckte den Arm hinüber, ergriff Rolfis Hand, rutschte auf das Fenster zu, wollte sich mit einem Schwung retten. Aber der grosse Bursche war für Rolfis Kraft zu schwer. Er glitt ab, konnte sich noch am Fensterbrett anklammern, schlug mit seinen Füssen im untern Stock die Fensterscheibe ein und hing nun ohne Hosen an der Hauswand.

Das Tschättern und Klirren weckte den Vater und die Mutter. Rolfi sah Licht aufleuchten, hörte eilige Schritte und bald kam der Vater im Nachthemd in die Lehrbubenbude und drehte das Licht an. Von Rolfi, die Toni festhielt, sah er nur die Berghosen, und da er sich über sie beugte, den Haarschopf des verflixten Bengels. «Am liebsten würde ich ihn so noch eine Stunde hängen lassen», schimpfte Isidor, «aber wenn er hinunterfällt, kann er übel zugerichtet werden und wir müssen für den Unfall einstehen.» Mit vereinten Kräften wurde also Toni ins Fenster hineingelüpft. Kaum auf den Füssen, klatschte ihn eine Ohrfeige an die Wand, dann sank er zu Boden, hielt beide Hände vor sein Gesicht und flehte um Schonung. «Schlüpf du jetzt unter die Decke», schrie der Vater und zu Rolfi gewandt, «wie kommst du dazu, dem Lausbub zu helfen?» Aber die Mutter wollte diese nächtliche Szene nicht verlängern. Sie rief beiden zu: «Marsch ins Bett! Am Morgen wird abgerechnet!»

Draussen am Dachkännel baumelten Tonis Hosen im Wind. Für eine neugierige Nachbarschaft wäre dies ein lustiges Rätselraten gewesen. Aber die hohen Bäume am Bach und der See mit seinen Wellen kümmerte sich nicht um dieses Mahnmal nächtlicher Abenteuer.

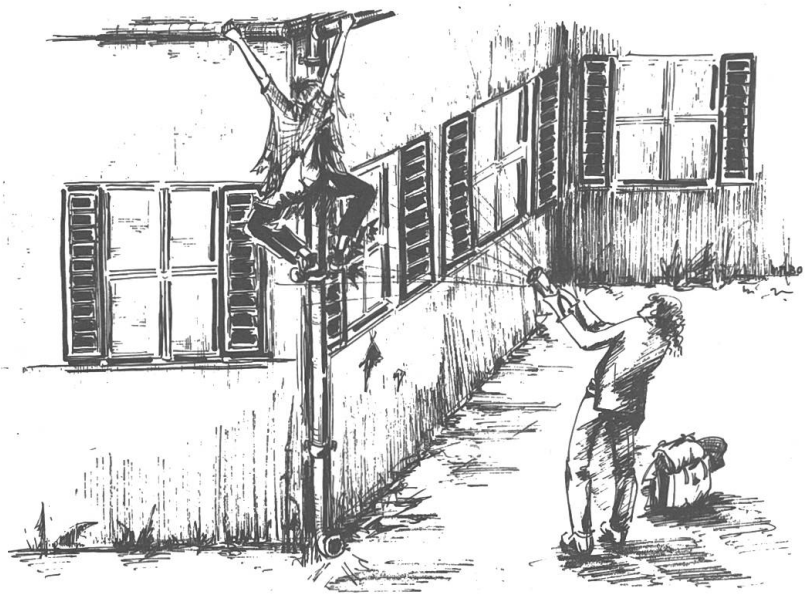
In den nächsten Tagen herrschte eine gewittergeladene Stimmung im Schreinerhaus. Am Montag war Toni schon früh mit dem Velo verschwunden. Er fuhr ohne Frühstück in die Schule und kam erst in der Nacht heim. Am Tag darauf mussten die beiden Lehrbuben Bretter vom Nauen abladen und in der Lädenhütte aufschichten. Eine grosse Ladung verschiedener Hölzer war angekommen und musste sofort entladen werden, weil der Schiffmann wieder wegfahren wollte. Toni klagte über Schmerzen in seinem Arm. Es schien aber

nicht ratsam, von der Arbeit wegzulaufen, jetzt, da das Donnerwetter mit dem Meister jeden Augenblick hereinbrechen konnte. Toni stöhnte und ächzte.

Beim Mittagessen sass er neben dem jüngeren Lehrbub auf der Bank hinter dem Tisch, wagte kaum seinen Blick zu erheben. Auch Frau Theres, die Meisterin, machte ein finsteres Gesicht, Rolfi, die sonst immer ein munteres Wort einflocht, mit den Lehrbuben ein heiteres Gespräch führte, schwieg. Der Vater schimpfte über den Architekten, der schon lange nicht mehr gekommen sei, um zu berichten, wie es mit den Arbeiten im Brenngaden weitergehen solle. Das sei eine Schlamperei. Überhaupt wolle er in Zukunft solche Aufträge nicht mehr übernehmen. Die Hälfte sei Zimmermannsarbeit gewesen, die er nur ausgeführt habe, weil der Architekt ein guter Kunde sei, der ihm schon manchen besseren Auftrag gegeben habe. Wenn er diese Woche nicht in die Werkstatt komme, fahre er mit dem ganzen restlichen Plunder in den Brenngaden hinauf und mache Schluss.

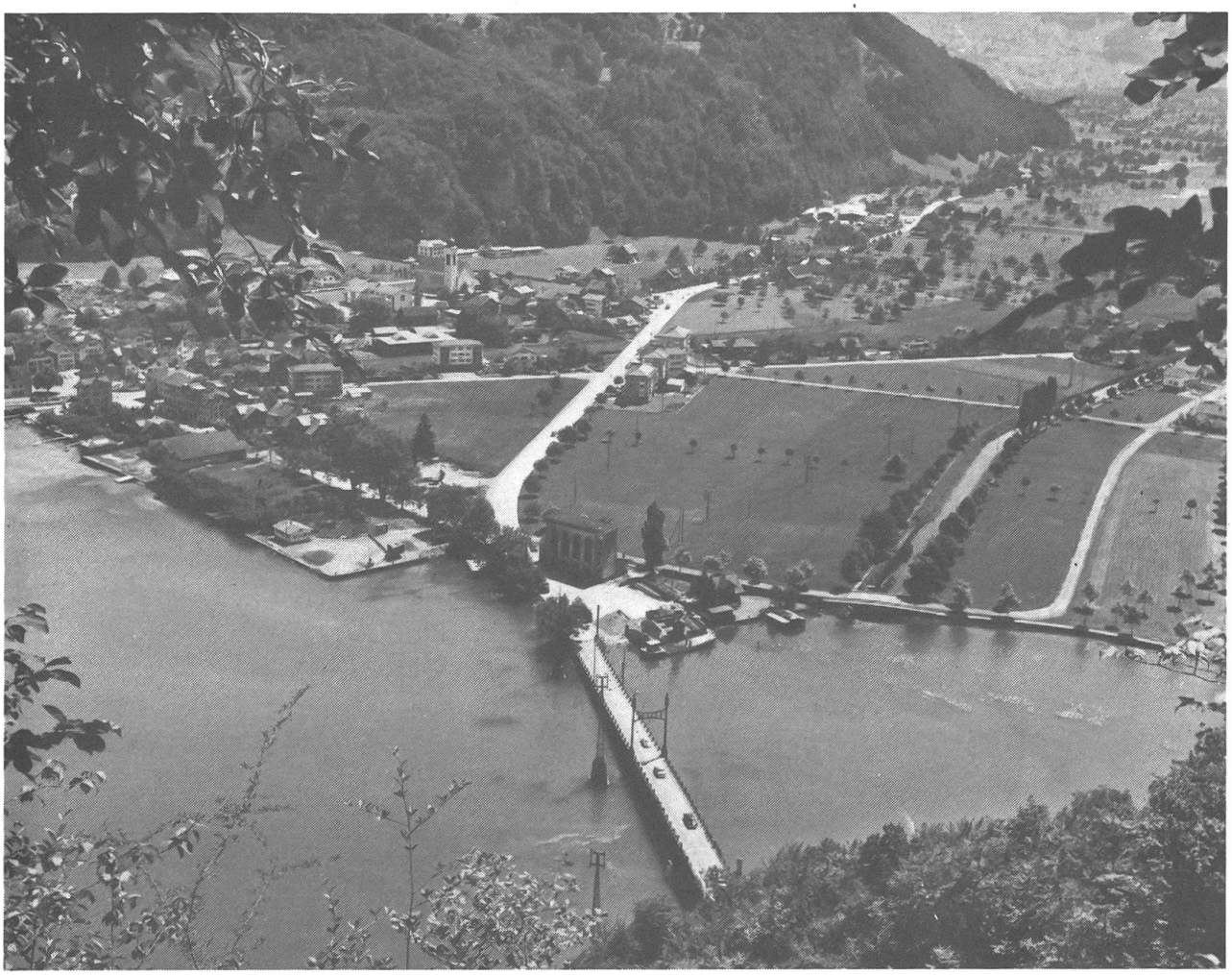
«Nimmt mich auch wunder, warum er nicht kommt», meinte Rolfi, «den ganzen Winter lang ist er bei jedem Schnee und Hudelwetter aufgetaucht, was hat er wegen dem eingebauten Bett für ein Wesens gemacht! Der grosse Kleiderschrank hat auch sieben Mal abgeändert werden müssen, man hätte glauben können, er hätte nichts anderes zu tun. Und jetzt auf einmal scheint er das Interesse an diesem komischen Versteck verloren zu haben.» Energisch schlug Isidor mit der Faust auf den Tisch und sagte: «Ich fahre mit dem ganzen Plunder hinauf. Dann schicke ich ihm die Rechnung, das wird ihm schon Beine machen.»

Dieser Faustschlag erschreckte Toni, liess ihn aus seinen Gedanken auffahren. Er kannte die Kraft, die in dieser Hand lag und wagte kaum, in die Bratwurst zu beissen. Zahm und geduckt schlich er nach dem Tischgebet aus der Stube und verschwand schleunigst in sein Zimmer.



Der Lehrbub, der Lausbub, ist zu spät heimgekommen und hängt am Dachkännel.

Am Tag darauf, am Vormittag, spähte er durch den Türspalt ins Büro hinein, sah, wie Rolfi an der Schreibmaschine sass und sinnend zum Fenster hinausstaunte. Er schlich hinein, legte seine Hand auf den Arm des Mädchens und flüsterte: «Sei so gut, und verbinde mir den Arm, er tut mir höllisch weh.» Rolfi, aus ihren Träumen aufgeschreckt, wendete sich zu ihm um, schaute in das vergälsterte Gesicht den Buben und fragte: «Was hast du?» Toni schlüpfte aus einem Lismer, krempelte den Ärmel auf und zeigte seinen geschwollenen Arm, um den ein rotes Schnupftuch gebunden war. «Aha, von nächtlichen Abenteuern», meinte Rolfi, «das kommt davon, wenn man die Hausordnung auf den Kopf stellt, statt rechtzeitig



1958 war Stansstad mit seiner Drehbrücke eine Attraktion. Beim Warten bis das Schiff den Weg wieder frei gab, freute man sich auf das beschauliche Dorf.

über die Stiege, dem Dachkännel nach in sein Zimmer hinaufsteigt.» Sie beschaute die Wunde, die zu eitern begann. «Ich sollte dich eigentlich zum Doktor schicken, hast dir an dem rostigen Blech eine böse Wunde beigebracht, geschieht dir recht. Aber momentan ist es nicht ratsam, dem Vater noch mehr Ärger aufzuhalsen. Ich will versuchen dir zu helfen.»

Sie nahm Verbandszeug aus der Samariterkiste, betaupfte die Wunde mit Jod. Aus Tonis schmerzverzerrter Grimasse drang kein Laut. Das Mädchen hatte einen Schrei erwartet. «Bist noch tapfer, das muss ich sagen. Eigentlich bist du zu gut für diesen Stritzi, mit dem du in letzter Zeit verkehrst. Dieser René gefällt mir nicht. Hat dich schon ganz hübsch auf Abwege gebracht. Wenn ich denke, wie du von deinem Tobel hierher zu uns gekommen bist. Ein flotter Bub, aufgeweckt, mit offenem Blick, dienstbereit und wohlerzogen.» Toni schnupfte, er musste mit Tränen kämpfen. Rolfi bemühte sich, umständlich einen hübschen Verband zustande zu bringen und fuhr fort: «Wenn du bedenkst, was dein Vater für dich tut. Du bist der Älteste. Er hat dich in die Sekundarschule gehen lassen, trotzdem er dich auf dem mageren Bergheimen nötig gebraucht hätte. Die Mutter hat dir Kleider genäht, nicht besonders elegant aber währschaft. Sie rackern sich ab, um dir diese Lehrstelle zu verschaffen. Ich weiss noch, wie dein Vater angehalten hat, wie deine Mutter mit dir am ersten Tag gekommen ist. Ein wenig veschüchtert ist sie in die Stube bei ihrem Tassli Milchkaffee gesessen, hat mit scharfem Auge die Ordnung, das Geschirr und die Möbel betrachtet, damit sie daheim erzählen kann, ob du in gute Hände geraten bist, zu rechten Meistersleuten. Mit gan-

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Bild auf der linken Seite hat sich das Dorf nach allen Seiten ausgedehnt und der Verkehr blüht auf Schiene, See und Strasse.

zem Herzen besorgt um dich.Eine Frau, die meinen vollen Respekt verdient. So und jetzt schlüpf in deinen Ärmel. Und am Abend kommst du noch einmal und zeigst mir die Wunde.»

Kein Wort vom Bierrausch, den er heimgebracht, von den zerrissenen Hosen am Dachkännel, von Vaters Wut, die sich auf sie entladen hatte. Toni war heilfroh. Die Schmerzen am Arm spürte er schon nicht mehr, als er zur Werkstatt hinunter tanzte und durch die Türe schlüpfte.

Am Abend, da der Lehrbub wieder zur ärztlichen Kontrolle ins Büro kam, fand Rolfi keine Zeit, lange Gespräche zu führen. Ein altes Mofa mit einem jungen Mann rollte heran. Rolfi sah es durch das Fenster auf dem Waldweg daherkommen und erkannte auf den ersten Blick, dass dies Arnold vom «Luegis» war, so schief und krumm sass sonst keiner auf seinem Rad. Was mochte ihn daherführen. Schon lange waren sie sich nicht mehr begegnet.

Tonis Wunde fand diesmal nicht mehr so sorgfältige Pflege, weil dieser junge Mann eintrat, fröhlich dem Mädchen seine Hand hinhielt und sagte: «Krankenschwester bist du also auch noch, lass dich nicht stören, ich habe keine Eile.» Er setzte sich auf einen freien Stuhl, schaute auf den grossen Geldschrank, das Pult mit der modernen Rechenmaschine, den neuartigen Telefonapparat, die kecken Bilder an der Wand, griff in die Tasche, stopfte in aller Ruhe seine Pfeife, bis Rolfi dem Lehrbub in den Lismer geholfen und ihn mit einem Klaps auf seinen runden Kopf entlassen hatte. Toni brauchte nicht viel Zeit für den Abschied. Im Hui sprang er auf die Türe zu und verschwand fluchtartig.

Wie ein altes Töffli die Strafpredigt verscheucht

Ein Kamel aus der Wüste Sahara hätte bemerkt, wie das Gesicht des Mädchens von Freude übergossen war. Hastig versorgte es das Verbandszeug. Mit Schwung wendete es den Bürostuhl herum und lachte: «Wie kommst du mir vor? Wie ein Engel vom Himmel! Ich war gerade im Begriff, dem Lausbub die Leviten zu lesen. Du hast ihn jetzt vor einem bösen Donnerwetter behütet.» Arnold betrachtete mit Vergnügen das erhitzte Köpfchen des Mädchens und meinte: «Wenn du mit erzieherischen Aufgaben beschäftigt bist, kann ich ein andermal kommen.» «Nein, nein, geh ums Himmels Willen nicht fort. Wenn du schon einmal da bist. Man sieht dich nur alle sieben Monate einmal und das ist zu wenig. Wie geht es deiner Mutter?»

«Sie ist wohlauf», entgegnete der junge Mann, «und lässt dich grüssen. Das heisst, sie weiss nicht, dass ich da bin, denn . . .» «Nein, das ist eine Schande», Rolfi sprang auf, «ich schäme mich. Was willst du trinken, einen Cognac und einen Kräuterschnaps habe ich hier im Schrank, Bier oder Wein muss ich rasch im Keller holen, aber ich bin blitzartig wieder hier.» «Ich bin nicht wegen dem Trinken hergekommen, sondern . . .» «Aber hör mal», entrüstete sich das Mädchen, «ich lasse dich nicht so trocken herumsitzen. Ich trinke auch gern ein Gläschen mit dir. Also der Cognac kommt direkt aus Frankreich, Spitzenklasse, komm probier, wie er behutsam über die Zunge rollt.»

Hauchdünne Gläschen wurden auf einem japanischen Tablett aufgetischt, ihm randvoll eingegossen und dann geprostet. Die Röte war noch nicht aus des Mädchens Wangen gewichen. Der junge Mann setzte sich wieder auf seinen Stuhl beim Geldschrank und begann: «Eigentlich sollte ich mit deinem Vater sprechen, aber vielleicht kannst du mir auch Auskunft geben.»

«Glücklicherweise ist mein Vater heute abend abwesend», sagte das Mädchen, «er ist bei der Feuerwehr. Ich könnte dich an seinem Platz in die Stube führen, das Nachtessen ist bald bereit.» «Das auch nicht», sagte Arnold, «meine Mutter erwartet mich daheim, aber der Cognac ist wirklich ausgezeichnet, mein Kompliment.» «Und von meiner neuen Frisur,» meinte Rolfi und drehte ihr hübsches Köpfchen keck nach allen Seiten, «dazu hätte ich gerne ein Kompliment, mein Lieber.» «Du weisst ja,» zögerte Arnold, «für solche Dinge bin ich farbenblind. Um zur Sache zu kommen, ich bin da wegen einem Büchergestell. Ich muss meine Bücher besser aufstellen können, und das ist in meiner Kammer eine schwierige Angelegenheit. Ein Dachbalken kommt mir in die Quere. Ich habe eine Zeichnung gemacht», er entfaltete ein Papier, trat zum Pult und legte es hin,«so ungefähr sollte es aussehen, nur Tannenholz, ich weiss ja nicht, wie lange ich noch in dieser Kammer bin.» Während den letzten Worten war auf Rolfis Gesicht ein trüber Schatten eingeschlichen. Sie fragte: «Willst du fort, schon bald?» Arnold setzte sich auf Rolfis Stuhl, schaute auf seine Zeichnung und meinte: «Wer weiss. Ich möchte noch höher hinauf. Meine Arbeit als Schriftsetzer ist interessant, sie gefällt mir. Aber jetzt wird alles umgestellt. Die Elektronik greift auch in meinen Beruf hinein. Gestalten und Entwerfen nach früheren Methoden, was mir am besten gefallen hat, kommt ausser Kurs. Aber, was erzähl ich da. Das interessiert doch dich nicht. Meinst du, der Vater kann mir nach dieser Zeichnung ein Gestell machen?»

Rolfi nahm das Blatt in die Hand. «Erstens will ich dir sagen, dass mich immer wunder nimmt, was du machst, und zweitens ist diese Zeichnung vollkommen. Du könntest sie als Diplomarbeit für Bauzeichner abgeben und bekämst die beste Note. Und drittens muss ich dich aufmerksam machen, dass es regnet und es wird bald wie mit Kübeln schütten. Ein sichtbares Eingreifen des Himmels. Du musst dableiben und mit uns essen und zwar an Vaters Platz. Mutter wird sich freuen, und Mariann wird dich mit einem Wortschwall überschütten, dass du gar nicht zum Reden kommst, aber nachher habe ich noch eine Stunde Zeit.» Arnold erhob sich, ging auf die Türe zu, trat unter das Vordach hinaus, beschnupperte die regennasse Luft und sagte: «Au, jetzt habe ich meinen Regenschutz vergessen. Ach, es wird nicht so schlimm sein. Das Nachtessen kannst du deinem Vater an die Wärme stellen. Ich fahre, bevor es schlimmer kommt.»

Rolfi protestierte: «Du bist doch immer

noch der gleiche Steckgrind wie in der Schule. Du, mit deinem vorsintflutlichen Gefährt brauchst doch bestimmt eine halbe Stunde, bis du daheim bist, nass bis auf die Haut, warum willst du nicht warten?» Arnold schwang das Bein über den Sattel. «Weil ich mir für heute Abend noch eine Arbeit vorgenommen habe. Bis wann, meinst du, kann ich dieses Büchergestell bekommen?» Rolfi musste einsehen,dass Arnold keiner Vernunft zugänglich war und sagte ungeduldig: «Wir haben Rindsbraten mit Kartoffelstock. Die Mutter macht immr eine feine Sosse. Aber wenn du lieber Regenwasser hast! Nur einen Augenblick noch, ich hole dir einen Mantel, den kannst du mir bei Gelegenheit zurückbringen.» Damit sprang sie ins Haus und kam mit einem zündgelben Regenschutz zurück. «Wir müssen bald einmal mit den letzten Möbeln in den Brenngaden hinauffahren. Vielleicht bringen sie dir mit dieser Ladung auch dein Bücherbrett. Tschau, fahr gut.» Und ohne ihm die Hand zu reichen verschwand sie in der Türe.

Arnold sah sich plötzlich allein auf dem kleinen Vorplatz. Er zuckte mit den Schultern, schlüpfte in den Überwurf, liess den Motor rattern. Eine Fahne blauen Rauches hinter sich, verschwand er im Regen.

Seitdem lebt sie im siebenten Himmel

Nach dem Nachtessen, Rolfi knobelte im Büro an einer Rechnung herum, die zum dritten Mal mit einem andern Resultat abschloss. Der Regen hatte sich verzogen. Ein märchenhaftes Silberlicht lag auf dem See und ein frischer Wind rüttelte an den Bäumen. Rolfi, in die vertrackte Rechnung vertieft, überhörte das leise Klopfen an die Fensterscheiben, dann vernahm sie ein Rütteln an der Türe und sprang auf. Sie dachte, Toni schleiche wieder herzu und war erstaunt, ein Fräulein vorzufinden in eleganten hellgelben Hosen, einem Jäckchen von marinblauer Farbe mit einem einzigen Knopf. Diese zierliche Gestalt trat keck ins Büro hinein. Erst jetzt erkannte Rolfi das Mädchen: «Isabell, du bist noch auf Fahrt in diesem Regen?»

Das Fräulein setzte sich auf Rolfis Stuhl und lachte: «Schon eine Stunde Sternenhimmel! Du vergräbst dich nach Feierabend in deine Arbeit

Das munter Meitili usem Muotathal verchlipft nid e so schnell.

und ich bummle vergnügt herum. Ich habe mir gedacht, jetzt wäre es angenehm kühl, mit dir zu plaudern. Ich habe nämlich Neuigkeiten zu berichten.» Rolfi, noch immer die verflixte Rechnung im Kopf, musste sich zuerst zurechtfinden. «Hübsch siehst du aus, wie das neueste Modejournal. Trägt man jetzt Blau und Gelb mit getüpfelter Bluse? Auch eine Idee.»

Sie legte ihre Arbeit in einen Falter und räumte ihr Pult auf. «Du siehst gut aus, rauchst du nicht mehr? Oder hast du dich so sorgfältig zurechtgemacht?» «Überhaupt nicht», entgegnete Isabell, «ich komme von daheim und möchte nur mit dir einen kleinen Mondscheinbummel machen. Seewind vertreibt die Büroluft, eine alte Medizin. Du wirst staunen, was ich dir zu erzählen habe. Du hockst Tag und Nacht hinter deiner Arbeit, versäumst das Leben, das herrliche, schöne, junge Leben. Dann wirst du dreiundzwanzig, fünfundzwanzig und älter und hast die schönste Zeit vergeudet. Rolfi, lass dir vom Leben erzählen, vom heissen, mit jedem Atemzug genossenen Leben. Du erstickst ja in deinen vier Wänden.»

Rolfi deutete auf die Cognac Flasche hin, die immer noch auf dem Pult stand. «Du siehst, ich habe mich bereits dem Trunk ergeben. So schlimm wie du meinst, ist das bei mir auch wieder nicht. Ich habe soeben mit einem lieben Mann ein Gläschen getrunken, und weil ich mich mit ihm verplaudert habe, muss ich nun meine Arbeit etwas später erledigen. Aber erzähle, wie kommst du auf die Idee, aus der Stadt zu mir zu fahren.» Isabell schnupperte an dem Gläschen und meinte: «Duftet herrlich. Keine schlechte Marke. Ein Schlückchen würde mir auch gut tun, wenn ich daran denke,dass ich dir beichten will. Du bist eigentlich meine einzige zuverlässige Freundin. Die andern sind Heuschrecken, oder besser gesagt, Schmetterlinge, die von einer Blume zur andern tanzen. Mit dir kann man ein offenes Wort sprechen, ohne dass es im Amtsblatt verbreitet wird.»

Neue Gläschen wurden gefüllt, angestossen, geschlürft und gerühmt. Dann sagte Rolfi: «Den Spaziergang verschieben wir auf einen andern Abend. Der Kiesweg dem See entlang ist noch nass. Ich möchte jetzt nicht ins Haus hinübergehen, um andere Schuhe zu holen. Wir bleiben da.» «Ist mir auch recht,» stimmte Isabell zu, «eigentlich bin ich hergefahren, weil ich heute zum letzten Mal meinen alten Toyota kutschiere. In Zukunft fahre ich mit Marcels Wagen. Er hat einen Jaguar bestellt. Du weisst vielleicht nicht, dass das ein nobler, englischer Wagen ist, momentan unter den Automobilen der oberen Klasse der vornehmste. Er ist dunkelblau mit echt Lederpolster und macht gut seine 220 Kilometer, ein Traumwagen. Dafür habe ich mir dieses Kostüm gekauft.»

Nach gebührendem Staunen fragte Rolfi: «Hat dein Freund die Stelle gewechselt, verdient er jetzt so viel, dass er sich das leisten kann?» «Das ist es eben», gab Isabell zu, «er muss noch einige Tausender abzahlen und darum hat er seine Wohnung gekündigt und lebt jetzt bei mir. Wir haben uns in den zwei Zimmern eingerichtet. Seine Möbel hat er zum Teil verkauft, gut verkauft, das muss ich zugeben. Das versteht er ausgezeichnet. Und ich sage dir, seit dem lebe ich wie im Himmel. Meine Arbeit, die mich nie befriedigt und immer angeödet hat, läuft wie am Schnürchen. Aus jedem Frühstück machen wir ein Fest. Zum Mittagessen kommt er nicht heim, er isst in der Kantine seines Betriebs. Er hat schon früh Feierabend. Er erwartet mich vor dem Büro, gehen auf Einkaufsbummel, dann koche ich. Er ist ein Feinschmecker und schätzt meine Art zu kochen. Ich sage dir, mit ihm zusammen zu wohnen, das ist die Wonne».

Die Miene Rolfis verdüsterte sich während diesem Bericht. Mit einem Seufzer, der nicht überhörbar war, sagte Rolfi: «Wenn das nur gut ausgeht!»

Isabell liess sich von diesem Ausruf nicht verstimmen und fuhr fort: «Wir können jetzt noch nicht heiraten, solange er mit seinen Zahlungen im Verzug ist. Sobald der Jaguar vollumfänglich uns gehört, und wir ein anständiges finanzielles Polster haben, dann gibt's Hochzeit und du sollst meine Brautjungfer sein. Ich lade dich schon heute höchst feierlich ein, Trauung in einer Bergkirche, Festessen im Park am See, alles schon ausgemacht und abgesprochen.»

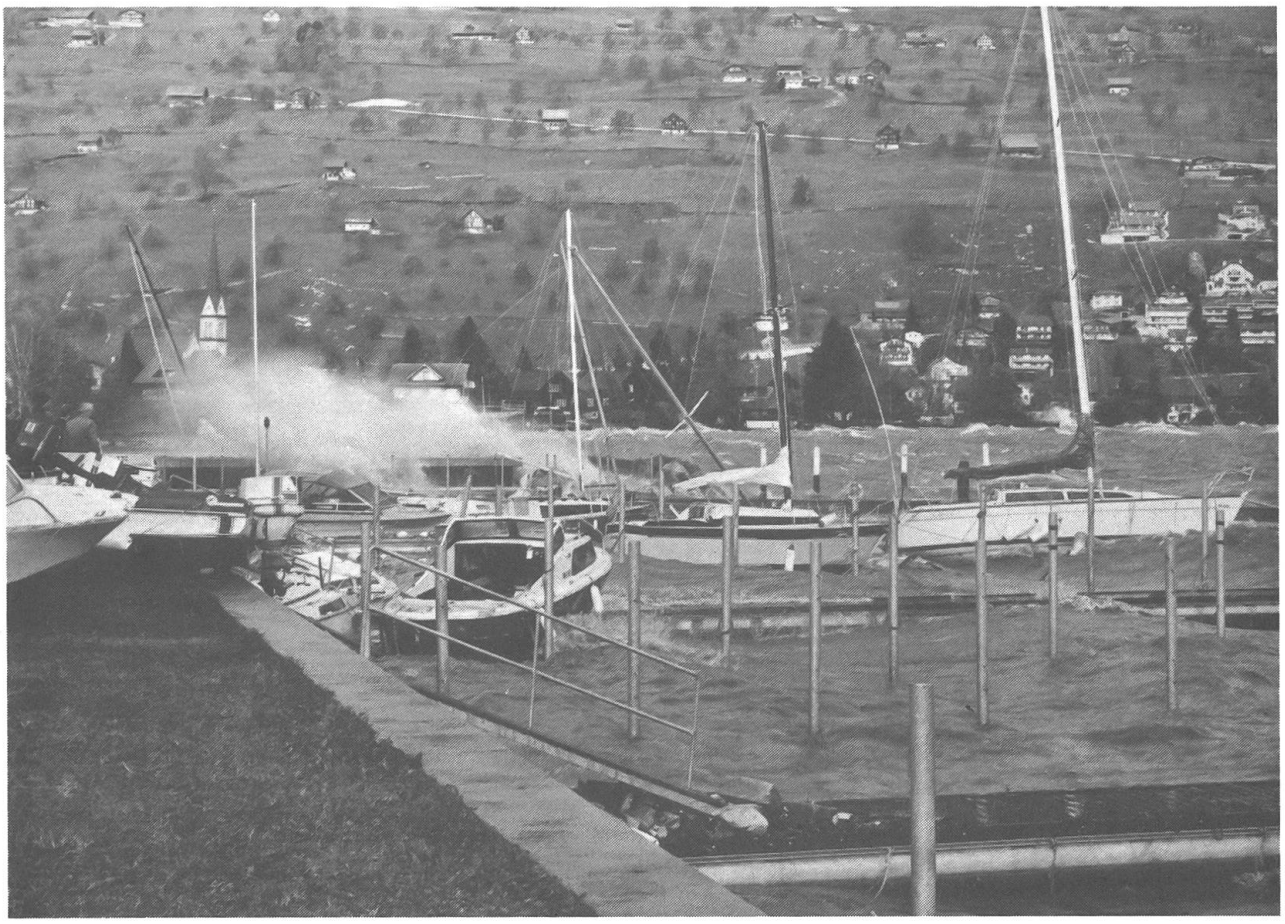
Etwas zitterig griff Rolfi nach ihrem Gläschen, trank aus und stellte es energisch auf das Pult zurück, erhob sich und sagte: «Gut, sind wir nicht auf den Seeweg gegangen. Deine Nachricht hätte mich noch ins Wasser stürzen können. Ich möchte nicht in deiner Haut sein, Isabell.» Die Freundin steckte sich eine neue Cigarette an, lachte und höhnte: «Du bist eben altmodisch. Komm einmal zu mir an einem Sonntag, damit du miterleben kannst, wie das herrlich ist. Du hast ja meinen Freund schon zweimal gesehen. Heute ist er ein anderer Mensch, frisch, adrett und viel jünger. Ich komme einmal mit ihm, wenn wir den neuen Wagen haben. Du wirst aus dem Staunen nicht mehr herauskommen. Und du wirst mir recht geben. Du siehst alles durch die schwarze Brille, düster und grau.» Rolfi wollte ein Wort einwerfen, aber die Freundin erhob die Hand, fuhr mit ihrer Cigarette durch die Luft und sagte mit einer Siegermiene: «Wenn du ihn gesehen hast, dann kannst du wieder reden. Sei jetzt still, verdirb mir das Glück nicht. Ich komme bald. Bis dann wünsche ich dir eine glückliche Zeit in dieser herrlichen Landschaft, die ich dir vergönne. Offen gestanden, hier möchte ich auch lieber wohnen als in der Stadt. Aber alles kann man nicht auf einmal haben. Tschau Rolfi.» Damit wirbelte sie zur Türe hinaus in den Regen, der eben zu rieseln begann in ihren Wagen und fuhr rassig davon.

Wie dem feinen Herrn eine flotte Wohnung eingerichtet wird

Tatsächlich brachte Isidor seine letzte Ladung mit seinem alten Lieferwagen in den Brenngaden hinauf. Er fuhr durch den Wald auf dem rumpeligen Weg, musste so sein Gefährt eine kurze Strecke durch das hohe Gras über die Matte kurven. Toni, der Lehrbub, neben dem Fahrer, keck eine Zigarette im Mund und neben ihm Mariann, die Meisterstochter. Sie war ein Jahr jünger als Toni und schimpfte über den Qualm der Zigarette, auch wie er faul dasitze und ihr den Ellbogen in die Seite drücke. Aber Toni paffte vergnügt weiter, bis sie vor dem Brenngaden Halt machten. Dann allerdings flog der Rest der Zigarette in hohem Bogen ins Gras.

Er musste tüchtig zugreifen und die schwersten Teile in die Wohnung des Architekten hinauftragen, das vierschrötige Bett, eine halbe Wand Täfer, den langen Tisch, der erst an Ort und Stelle zusammengesetzt wurde. Dabei hing die Stiege in ihrem unteren Teil noch in der Luft, war mit einem Bock unterstellt. Vier Stufen fehlten, weil der Zimmermann diese erst einfügen wollte, wenn seine Arbeit bezahlt sei.

Toni staunte, wie hübsch diese Wohnung eingerichtet war. Neben dem gepolsterten Lehnstuhl war eine Ständerlampe zu sehen. Vorhänge zierten die Fenster. Ein offener Kamin lud zu gemächlichem Plaudern ein. Dort waren schon Späne und Abfallholz verbrannt worden. Breit und lang war diese Bude, die als Wohnraum, Arbeitszimmer und Schlafkammer gedacht war. Nun galt es, die fehlenden Stücke einzusetzen und der Künstlerbude den letzten Schliff zu geben. Die beiden Jungen mussten tüchtig zupacken. Dabei zeigte sich Mariann ankehriger und geschickter als Toni. Sie fand auch noch Zeit, den schlacksigen Bub herumzudirigieren und zurechtzuweisen: «Hast wohl wieder zu wenig geschlafen, dass



Im Föhnsturm am 8. November 1982 wurden viele Schiffe, Häfen und Seemauern zerstört.

du so faul herumstehst! Bist nach der Schule mit René herumgezogen, im Kaffee gehockt oder beim Bier. Darum hast du keine Kraft und keinen Schwung! Diesen René möchte ich einmal von links nach rechts ohrfeigen eine halbe Stunde lang, wenn er nur nicht so grossgewachsen, eine so lange Stange wäre. Zum richtig Dreinhauen müsste ich auf einem Schemel stehen, das fuxt mich. Bis ins Pfefferland möchte ich diesen Schleicher davonjagen. Der bringt dich noch ins Verderben. Und du gehorchst ihm wie ein Schosshündli, du Lappi!»

Ohne ein Wort zu erwidern, liess Toni dieses Schimpfen über sich ergehen. Mit der selben Gelassenheit hörte der Meister zu. Er dachte, seine beredte Tochter nähme ihm eine unliebsame Arbeit ab, sie soll nur tüchtig draufhauen, dann müsse er weniger herumstreiten. Isidor war ein friedliebender Mensch. Er schätzte den ruhigen Fortlauf der Arbeit ohne viele Worte. Heute aber wollte er unbedingt mit dieser Arbeit fertig werden.

Schon längst hatte es vom Kirchturm 12 Uhr geschlagen. Toni hatte schon lange auffällig gegähnt, bis sie sich endlich an den Tisch setzten und ihr mitgebrachtes Essen in Angriff nahmen. Mariann liebte es nicht, aus dem Rucksack zu essen. Sie hatte Teller mitgenommen und Besteck. Sie schnitt die Zungenwurst in dünne Scheiben und auch das Brot legte sie aufgeschnitten auf sauberes Papier. Das Mittagsmahl sollte für sie ein gemütliches Rasten sein. Sie legte auch auf Tonis Teller die dicksten Scheiben und redete freundlich mit ihm.

Wie sie so einträglich am Tisch sassen und durch die grossen Fenster auf die Matte hinausschauten, sahen sie Barbara, die Mutter im «Luegis» durchs Gras kommen. Eine kleine Anhöhe trennte den Blick von Brenngaden zum grossen Bauernhaus. Von diesem Hügel herab schritt die Frau mit einer Tragtasche am Arm.

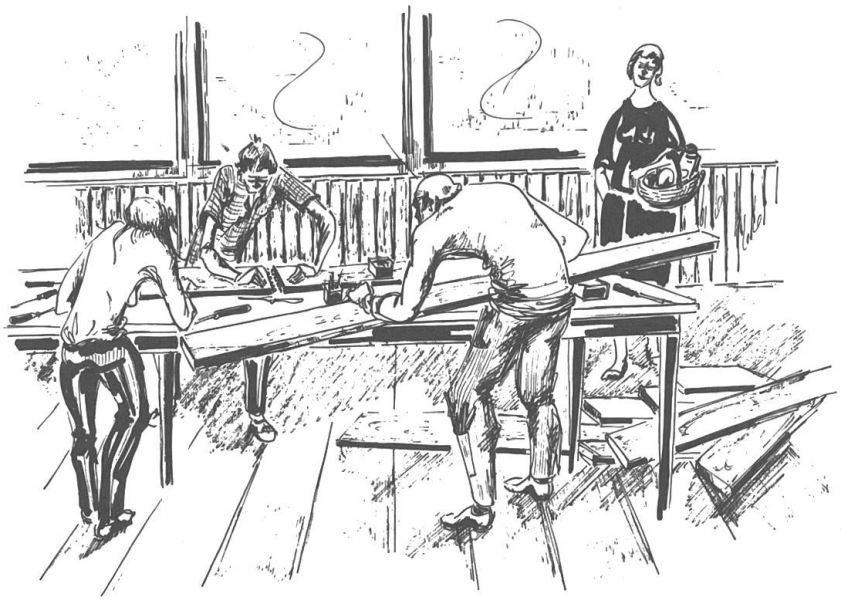
Dann hörte man ihre Schritte im Erdgeschoss, ihre unmutigen Worte, da sie die behelfsmässige Stiege erklomm. Sie öffnete die knarrende Türe, trat ein und sagte: «Guten Tag miteinand! Ich habe gedacht, ein Schluck Kaffee sei euch vielleicht willkommen. Ich habe für mich auch gleich ein Tassli mitgebracht. Ihr werdet nichts dagegen haben, wenn ich euch eine Viertelstunde versäume.»

Sie wurde herzlich begrüsst und an den Tisch geladen. Mariann beeilte sich, einen Stuhl herbeizustellen und den Sitz abzuwischen und begann sogleich munter zu plaudern: «Nett eingerichtet hat sich hier der dicke Herr. Ich habe das bunte Bettzeug im Schrank gefunden. Ich werde es dann herrichten bevor wir gehen, damit er nur hineinplumpsen kann, wenn er kommt. Heute wollen wir fertig machen, wenn alles gut geht. Dann muss der Zimmermann nur noch die Stiege gangbar machen. Die elektrische Heizung funktioniert auch. Speicheröfen mit raffinierter Schaltung, eine noble Einrichtung und hübsch eingebaut. Geschmack hat er schon, dieser Stadtmensch, der hier einsiedlern will.»

Bald stieg auch Kaffeeduft aus dem Tassli auf. Frau Barbara brachte noch eine Flasche Kräuterschnaps zum Vorschein, sodass das Gespräch munter fortgesetzt wurde. Auch Toni behagte diese Mittagsrast. Er war im Begriff, sein Gläschen ein zweites Mal zu füllen. Mariann nahm ihm aber vorsorglich die Flasche aus der Hand. Den Kopf hin- und herwiegend begann Mutter Barbara: «Ich bin nie dafür gewesen, den Brenngaden in fremde Hände zu geben. Aber da ich nun sehe, was daraus gemacht werden konnte, lasse ich mich eher umstimmen. Nur habe ich den reichen Mann schon lange nicht mehr gesehen. Er kommt jetzt auch über die Waldstrasse herauf, zeigt sich nicht mehr im «Luegis». Seit er gekauft hat, und die kleine Anzahlung auf den Tisch gelegt, bin ich ihm ein einziges Mal begegnet und das auch nicht in unserem Haus, nur zufällig auf der Strasse. Man sagt, er sei verreist. Eh nun, solche Leute haben ihr Heu auf verschiedenen Bühnen.»

Aufmerksam hörte Isidor zu. Er sprach dann davon, bei ihm sei er auch schon längere Zeit nicht mehr vorbeigekommen. Zuletzt habe er überhaupt nur noch telefoniert und auf die Einhaltung des Liefertermins gedrückt. Am Anfang sei er wegen jeder Kleinigkeit in der Bude aufgetaucht und zu den andern Handwerkern gesprungen. Wahrscheinlich habe er wieder ein grosses Projekt in Arbeit. So viel er vernommen habe, sei er mit einer grossen Siedlung von Eigentumswohnungen engagiert, Luxuswohnungen mit allem Komfort. Aber das sei heute auch nicht mehr ein Butterbrot wie früher, seitdem die Steuergesetzgebung in Deutschland geändert worden sei.

Mariann beteiligte sich auch an dem Gespräch und kam auf dies und das zu reden. Sie konnte, wenn sie einmal begonnen hatte, nur schwer ihr Mundwerk im Zaun halten, sodass Frau Barbara die Schnapsflasche ergriff und die Kaffeekanne einzupacken begann. Sie wolle nicht länger der Arbeit im Weg sein, meinte sie, trat nochmals zum Fenster hin, schaute auf die Wiese und dann hinüber zum nahen Wald und meinte: «Schön ruhig hat er es hier, wenn er dann einmal da ist. Will schauen, ob das noch gut herauskommt. Von mir aus hätte der Brenngaden keine so grossen Fenster gebraucht. Jetzt will ich aber gehen, damit ihr vorwärts machen könnt.» Isidor bedankte sich herzlich für den Kaffee und half der Mutter noch die Stiege hinab.



«Guten Tag miteinand! Ich habe gedacht, ein Schluck Kaffee wird euch willkommen sein.»

Von einem weitgereisten, schwarzen Strubbelkopf

Das Gras auf der Wiese wurde noch einmal gemäht. Dann weideten die Kühe um den Brenngaden. Sie kümmerten sich nicht darum, wenn aus den grossen Fenstern Licht auf die Matte fiel. Im Herbst kam Carlo ins «Luegis». Mit einem Rucksack beschwert, in dem alle seine Habseligkeiten hineingestopft waren. Allein schritt er tapfer den Bergweg hinauf und blieb vor dem Haus stehen. Luzia sah ihn vom Fenster aus und fragte ob er jemanden suche. «Bin ich richtig? Ist das das «Luegis»? «Ja schon, und was willst du hier?» rief das Mädchen vom Fenster her. «Die Mutter hat gesagt, ich solle telefonieren, wenn ich da bin.»

Nun wurde das Stubenfenster zugeschlagen und bald darnach trippelte Luzia die Stiege hinab, kam auf den Bub zu. «Bist du der Carlo? Wie kommst du allein daher?» «Die Mutter hat mich auf der Station dem Kondukteur übergeben, er soll mir sagen, wie ich in Chur umsteigen muss und hat mir ein Foto vom Haus mitgegeben, da ist sie.» Erstaunt gab ihm Luzia die Hand. «Und du bist allein aus dem Bündnerland hergereist? Du hast kalte Hände, komm in die Stube.» «Mutter hat mir ein Stück Brot und eine Wurst mitgegeben, aber ich habe sie schon lange gegessen», erzählte der kleine Bub. «Du bekommst jetzt eine warme Suppe und ein Spiegelei mit Rösti» tröstete ihn Luzia und führte ihn die Stiege hinauf. Er aber meinte: «Nein, zu allererst soll ich telefonieren.»

Unter der Haustüre begrüsste ihn Frau Barbara. «Ja, dich kennt man ja sofort, du gleichst der Mutter aufs Haar. Nein aber, dass sie dich allein auf den Weg geschickt hat. Wie bist du denn auf den Bahnhöfen zurecht gekommen?» «In Chur bin ich schon einmal gewesen», sagte Carlo stolz, «aber jetzt muss ich auf den Abtritt.» Luzia zeigte ihm den Weg. Unterdessen trat auch der Vater in die Stube und fragte, was

mit dem fremden Knirps los sei. Frau Barbara musste nun gestehen, dass sie sich bereit erklärt habe, eines der acht Kinder in die Ferien zu nehmen. «Du erinnerst dich doch an die Lina, sie war bei uns Dienstmagd zur Zeit, da Peter und Arnold noch klein waren, das Urnermädchen mit dem Stupsnäschen, das immer in der Küche gejodelt hat, den Kopf voll schwarze Rubelhaare. Schau doch nur den Bub an, dann kannst du dich sofort erinnern. Sie hat mir alle die Jahre immer geschrieben und vor kurzem einen langen Brief, es geht ihr nicht gut.»

Der starke Melk aber wollte noch mehr wissen. Nur wegen den schwarzen Rubelhaaren nimmt man doch nicht einfach ein Kind an, ohne vorher etwas zu sagen. «Ich habe ihn auch erst nächste Woche erwartet. Ich wollte dir alles erklären. Er kann in Dorothees Zimmer schlafen und wegen dem Essen kommen wir nicht an den Bettelstab.» Melk wollte sich nicht auf ein längeres Gespräch mit seiner Frau einlassen und ging in die Küche hinüber. Dort fand er den Knaben hinter einem gefüllten Teller Suppe. «Guten Tag» grüsste der Bub zwischen zwei Löffeln. Melk setzte sich zu ihm an den Tisch und fragte: «Bist du tatsächlich allein aus dem Bündnerland hieher gereist?» Carlo schaute ihn mit seinen grossen dunkeln Augen an und sagte: «Die Mutter wollte mich bringen, aber sie ist krank. Sie konnte nur bis zum Bahnhof kommen. Sie hat gemeint, wenn ich da sei, dann gehe es mir sicher gut.» Tränen stiegen dem Bub in die Augen, er musste mit seinem zerknüllten Taschentuch die Nase schneutzen. Er schaute ängstlich auf den grossen schweren Mann, und plötzlich zerfiel seine ganze Tapferkeit. Er schmiegte sich an Luzia und begann jämmerlich zu weinen.

Sonst waren Tränen für den starken Melk ein rotes Tuch, aber diesmal floh er nicht. Er legte sogar die Hand auf den schwarzen Strubbelkopf, streichelte mit seinen groben Fingern die nassen Backen und redete ihm gut zu, befahl Luzia, vom kalten Braten ein Stück abzuschneiden und ihm auf den Teller zu legen. Er blieb bei Carlo sitzen, bis er über die Verhältnisse in der grossen Familie Bescheid wusste. «Du bist ein ankehriger kleiner Knabuze. Kannst mir im Gaden helfen und der Mutter beim Abwaschen. Jetzt aber bringt dich Luzia ins Bett. Dir fallen ja die Augen zu, bist müde. Schlaf gut!» Er streckte ihm die Hand hin. Das war das Zeichen, dass der fremde Bub hierbleiben konnte und in die Familie aufgenommen war.

Beim Nachtessen wurde dann allerhand von dem damaligen Dienstmädchen aus Unterschächen berichtet. Peter und Arnold erinnerten sich gut, wie es ihnen schaurige Sagen und gfürchige Spukgeschichten erzählt hatte, und wie es dann in den fremden Knecht im Nachbarheimen verliebt war, jeden Abend auf ihn gewartet hat und oft mit verweinten Augen im Haus herumgelaufen ist. Überglücklich und zu Tode betrübt fast im gleichen Atemzug. «Ihr könnt euch jetzt über die Lina lustig machen», sagte die Mutter, «mir hat sie in schwerer Zeit gut beigestanden, war ein liebes Mädchen und treu wie Gold.»

Die Nauenfahrt im wilden Wind

Der Herbst brachte auch schon früh Schnee und rauhes Wetter. In Isidors Werkstatt herrschte hierüber nicht eitel Freude. Überall standen Fensterfutter, Wandschränke, Wandverkleidungen und Möbel herum. Ein Villenbesitzer von ennet dem See hatte diesen grossen Auftrag erteilt und drängte nun auf Ablieferung. Er wollte im Frühling in sein neues Haus einziehen. Bei diesem Hudelwetter war es nicht ratsam, mit dem kleinen Nauen über den See zu fahren. Von Tag zu Tag wurde der Transport verschoben, bis eines Tages die Wettermeldungen eine günstigere Prognose stellten. Schon am frühen Morgen glitt der Nauen an den Leist vor dem Haus, wurde in Eile Stück um Stück über das schwankende Brett getragen. Die Sonne brach durch die Wolken, erhellte den dunkeln, gekräuselten See und vermochte den Männern und Frauen, die voller Hast den Nauen beluden, ein wenig Wärme zu spenden. Sie konnten sich nicht Zeit nehmen für ein Znüni, noch ein wenig in die Stube sitzen vor der Fahrt. Die verschiedenen Teile der Ladung zweckmässig zu verteilen, war ohnehin ein Kunststück und gelang nicht auf Anhieb.

Immer wieder musste umgestellt werden, damit an die polierten Möbel, die empfindlichen Täfer kein Wasser spritzen konnte. Isidor kommandierte, Toni rannte wie der Blitz, Ma-

Die Kirche von Stans, als Zentrum des Dorfes. Bald wird die Restaurierung beginnen.

rianns Beine flogen über den wackeligen Steg. Auch Mutter Theres half und Rolfi liess das Telefon im Büro schnurren. Nun musste die kostbare Fracht noch sturm- und regensicher mit Blachen eingedeckt werden, auch keine leichte Arbeit auf dem schwankenden Boot.

Unterdessen war die Sonne wieder hinter die Wolken gekrochen. Dort, wo man zwischen den Bergen in die Ferne blicken konnte, verdüsterte sich der Himmel. Noch hätte man die Fahrt aufschieben und sicheres Wetter abwarten können, aber die erhitzten Leute scheuten das Abladen, die mühsame Arbeit nochmals auf sich zu nehmen. Der Schiffsmann warnte, aber Isidor, der die Tücken des Sees noch nicht so gut kannte, sagte: «Man muss auch ein wenig Vertrauen haben. In Gottes Namen fahren wir!» «Bravo Vater», rief Mariann und streckte beide Arme in die Luft, «das wird rassig!»

Die Seile wurden eingezogen. Tuck, tuck, tuck glitt der Nauen in den See hinaus, schwenkte und streckte seine breite Nase dem Wind zu. Die erste Stunde drohte keine Gefahr, wohl begann das Schiff stärker zu schaukeln. Für den Nauen war dies eine leichte Ladung, er lag nicht tief im Wasser. Die Miene des Schiffmanns verdüsterte sich. Dann und wann kam ein kräftiger Windstoss, der an den Blachen zupfte. Isidor musste sich immer wieder vergewissern, dass seine kostbare Fuhr auch vor einem Regen geschützt sei.

Mariann stand vorne im Bug und freute sich an jedem starken Windstoss. Trotz der Kälte war sie nicht von ihrem Standort wegzubringen. Je wilder die Haare zerzaust wurden, um so grösser das Vergnügen. Nach und nach musste sie sich gehörig gegen den Wind stemmen, ja sogar niederkauern und sich an der Planke festhalten. Das Spiel mit den flattern-

den Haaren wurde allmählich ein Kampf mit dem Sturm. Aber das Mädchen wollte nicht aufgeben. Wenn nicht stehend, wollte es wenigstens sitzend dem Sturm trotzen, bis der Vater befahl, sie müsse in die Kajüte gehen. Ungern gehorchte sie und wurde im Zurückgehen vom Wind umgeworfen.

Langsam glitt der Nauen aus dem Windschatten des Berges hinaus. Schwarze Fetzen rissen sich aus den Wolken los und jagten durch den trüben Himmel. Der Nauen schaukelte auf den gischtigen Wellen. Das Wasser spritzte auf das Deck. Der Sturm trug den Gischt von den schäumenden Wellen über das Schiff. Die Blachen wurden bis obenhin nass. Wasser drang in alle Ritzen und Litzen. Schon gewahrten sie das Ufer, das rettende Port und wieder glitt es zurück, weil der Sturm die Sicht verdüsterte.

Vater Isidor hatte auch Toni in die Kajüte geschickt. Er wollte nicht fremdes Leben in Gefahr bringen. Wo und wie er konnte, versuchte er die Ladung vor dem Wasser zu schützen und die Blachen zu sichern. Wie es eigentlich geschah, konnte nachher niemand genau beschreiben. Isidor wusste nur noch, dass er in der Höhe ein Seil, das quer über die Ladung lief, festzurren wollte, und dass ihn dann eine unbändige Gewalt überfiel und von den Blachen wegriss, dass sein Kopf aufschlug und er von diesem Schlag betäubt ins Wasser fiel.

Mariann war die erste, die den Versinkenden sah, den Rettungsring ergriff und auf den See schleuderte. Der Schiffsmann befahl Toni, das Steuer zu halten und warf ein Seil hinaus. Isidors Kopf tauchte wieder aus den Wellen auf. Der Schiffsmann warf nun den zweiten Rettungsring, besser als Mariann in die aufgepeitschten Wogen, musste aber sehen, dass sein Nauen vom Kurs abwich und ans Steuer zurückspringen. Dann sah er, wie Isidor das Seil am Ring ergreifen konnte, sich festhielt und in dem kalten tobenden See obenauf blieb.

Er konnte ihn noch gegen die Bordwand ziehen, aber den Lehrbub am Steuer, wollte es nicht wagen, Isidor an Bord zu ziehen. In all der Not brachte er das Schiff ans Ufer, wo er mit Hilfe von guten Männern den Schwimmenden aus der Kälte und den wilden Fluten befreien konnte.

Mariann war die Freude am wilden Wind tüchtig ausgetrieben worden. Sie stand in einem fremden Haus, an einem fremden Bett, in dem ihr Vater erschöpft und fast ohne Bewusstheit zwischen Wärmeflaschen und unter hochaufgeschichteten Decken lag. Sie versuchte, ihm Cognac einzuträufeln, konnte aber damit nur erreichen, dass ihn sein Husten noch stärker plagte.

Nach diesem Sturm fiel Regen die ganze Nacht und den nächsten Tag. Dann endlich konnte der Schiffsmann wagen, seinen Nauen aus dem fremden Hafen hinauszuführen und an das Port vor der Villa zu steuern.

Von einem nächtlichen Besuch und fallenden Schneeflocken

Nach dem Nachtessen sass Rolfi fast jeden Abend im Büro. Tagsüber fand sie keine Zeit, seitdem der Vater im Krankenwagen heimgebracht worden war und mit Fiebern im Bett lag. Die Lungenentzündung hatte seine Kräfte verbraucht. Nun befürchtete der Arzt, dass eine Brustfellentzündung dazukomme. Mutter Theres und sie hatten alle Hände voll zu tun, um den Kranken zu pflegen und zu versorgen, der um alles in der Welt nicht ins Spital gehen wollte. Wenn er schon sterben müsse, dann wolle er daheim, umringt von seinen Lieben, sein Leben aushauchen.

Das Zureden des Arztes, das Bitten der Mutter, Rolfis Flehen halfen nicht. Mariann war für die Pflege auch nicht zu gebrauchen. Sobald sie in das Krankenzimmer trat und den Vater in seinen Kissen liegen sah, schluchzte und weinte das Mädchen, sodass schliesslich der Patient die Pflegerin trösten musste.

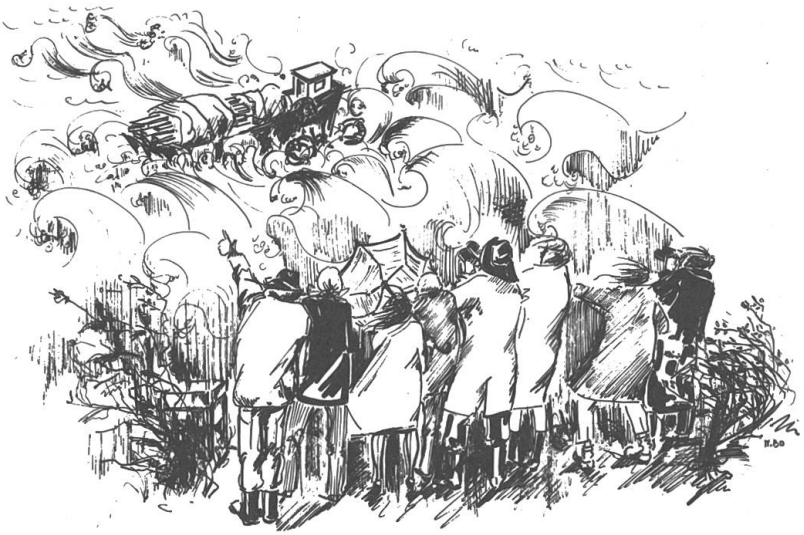
Der Anblick der auf dem Pult ausgebreiteten Briefschaften war auch nicht erfreulich. Da lagen Reklamationen wegen verzögerter Ablieferung von Arbeiten, Mahnungen wegen unbezahlten Rechnungen, die leidige Korrespondenz mit der Versicherung. Das Konto auf der Bank zeigte nahezu den Gefrierpunkt und die Kasse war leer. All dies wäre noch zu ertragen, wenn nur die Angst um den Vater endlich etwas leichter würde.

Aus diesen schweren Gedanken wurde Rolfi durch ein Klopfen an die Fensterscheibe aufgeschreckt. Das unmissverständliche Klopfen einer Hand, die Einlass begehrte. Finstere Nacht lag über dem See. Rolfi hatte nicht bemerkt,

dass es zu schneien begonnen hatte. Sie sprang auf, öffnete die Türe zur Garderobe, drehte den Schlüssel und wollte vorerst hinausspähen. Da sah sie im Licht, das in das Schneetreiben hinausglutete, eine vermummte Gestalt, und schon waren alle trüben Gedanken verflogen. «Arnold, bist du's wirklich? Warum kommst du zu mir?» Der junge Mann schüttelte den Schnee von seinem Mantel und seiner Kappe und kam einen Schritt näher. «Tatsächlich, du bist es. Das ist mir aber jetzt eine grosse Freude und eine Überraschung», jubelte Rolfi, «du hast kalte Hände. Komm geschwind an die Wärme. Wir hängen den Mantel hier auf, macht nichts, wenn er tropft.»

Umständlich und ohne ein Wort zog er seinen Mantel aus, ging die paar Schritte ins Büro hinein, setzte sich auf einen Stuhl neben dem Pult und sagte: «Ich habe von dem Unglück auf dem See gelesen, habe gehört, dass dein Vater bös krank sei. Da wollte ich mich doch bei dir erkundigen, wie es ihm geht.» «Das ist aber lieb von dir», antwortete das Mädchen, «leider kann ich dir keinen guten Bericht geben. Das Fieber schwankt von Tag zu Tag. Er ist schwach und nicht ausser Lebensgefahr. Mutter und ich bleiben Tag und Nacht bei ihm.» «Du bist im Gesicht magerer geworden», meinte Arnold, «hast eine böse Zeit hinter dir. Aber dein Vater ist ein robuster Mann, zäh und hat nie üppig gelebt. Er wird diese Krise schon überhauen. Er könnte jetzt, wenn nicht das Glück mitgespielt hätte, auf dem Seegrund liegen und nirgends zu finden sein. Ich glaube, der liebe Gott hat ihn nicht gerettet, um ihm jetzt nachher das Leben zu nehmen.» «Wir wollen hoffen», sagte Rolfi leise, «die Mutter ist auch zuversichtlich. Er hat die letzte Nacht gut geschlafen.»

Arnold betrachtete das Gesicht des Mädchens, das deutliche Spuren des Kummers und der Überanstrengung zeigt und sucht verlegen nach Trostworten. «Du», sagte er, «macht es dir etwas aus, wenn ich meine Pfeife anzünde? Heutigentags muss man immer zuerst fragen, wenn kein Aschenbecher auf dem Tisch steht.» Da huschte ein Lächeln über das Mädchengesicht. Mit einem Griff in die Schublade nahm es den Aschenbecher hervor und gleich auch ein Päckchen Zigaretten. «Ich zünde mir auch gerne eine an und kann dir Feuer geben.» Arnold musste aber zuerst umständlich die Pfeife stopfen, aber es schien, als ob damit der Bann gebrochen wäre. «Das ist unendlich lieb von dir, dass du zu mir kommst, das hilft mir auf», sagte Rolfi, «du bist ja hier in der Gegend so selten zu sehen.» «Schliesslich bin ich als Bub oft genug in der Werkstatt deines Vaters gesessen, habe mit Hobelspänen gespielt und Klötzli gesägt. Dein Vater hat mich immer machen lassen. Eure Schreinerei war mein liebster Spielplatz. Und später habe ich gehobelt und



In all der Not konnte er das Schiff nahe ans Ufer bringen.

durfte sogar an die Bandsäge, wenn ich etwas basteln wollte.» «Und weisst du noch, du bist mit dem Stechbeutel in die Handballe gefahren, eine böse Wunde. Sie hat geblutet, als ob es nie mehr aufhören sollte. Der Vater war nicht da. Wir haben am Brunnen die Wunde ausgewaschen. Bis die Mutter kam, war das Wasser im Trog rot.» Arnold streckte seine Hand über das Pult: «Das ist die Narbe davon, bleibt mir immer in Erinnerung. Und du bist dabei gestanden, wie die Mutter mir die Hand verbunden hat und hast geheult, als ob du die Blessierte gewesen wärest.»

Sie kamen ins Plaudern und in ein nettes Gespräch über ihre gemeinsame Jugend, die zu ihrer beiden Leidwesen durch den Fortzug aus dem Dorf jäh unterbrochen worden war. Arnold stopfte sich noch eine zweite Pfeife, dann schaute er auf das Pult, das mit Schriftstücken übersät war und erhob sich. «Ich will dich nicht länger von der Arbeit abhalten. Ich habe jetzt erlebt, dass wir doch viel Gemeinsames miteinander verbrochen haben, und das freut mich.» Sichtlich enttäuscht schaute Rolfi zu ihm auf:«Willst du schon gehen? Bleib doch noch ein Stündchen. Das tut mir so gut», sie zeigte auf ihr Pult, «weisst du, den Kram kann ich auch später noch erledigen, mir ist jetzt so wohl ums Herz. Du kannst mir richtig aufhelfen.» Da er aber nicht wieder Platz nehmen wollte, fügte sie bei: «Von Herzen danke ich Dir, dass Du dich nach Vaters Befinden erkundigt hast. Das war sehr lieb von dir.»

Beim Montieren seiner Wintermontur und da er ihr die Hand zum Abschied reichte, meinte er beiläufig: «Ich wollte mich auch nach deinem Befinden erkundigen, Rolfi.» Dann schritt er in das Schneetreiben hinaus. Der Weg war schon zugeschneit und kaum mehr zu erkennen. Rolfi sah, wie er auf sein Töffli zuging, das an einen Baum gelehnt stand, hörte, wie er die Maschine endlich zum Surren und Knattern brachte und davonfuhr. Sie blieb im Licht, das aus der Türe fiel, stehen. Das Bedrückende, das Schwere und das ganze Elend war von ihr gefallen. Sie spürte in ihrem Herzen eine unendliche Erleichterung und ein wundersames Glücksgefühl, das sie sorgsam behüten wollte. Sie blieb verträumt vor ihrem Pult stehen und nahm rasch entschlossen alle Schriftstücke zusammen, versorgte sie in der Schublade, löschte das Licht, setzte sich ans Fenster und schaute dem Fallen der Flocken zu.

Auf der Flucht vor Verbrechern

Viele Monate herrschte der Winter mit seinem strengen Regiment. Der Wald ächzte unter der Last des Schnees. Der See warf seine Wellen wütend gegen die Mauern. Wenn der Himmel einmal sichtbar wurde, am Morgen blau herabblickte, dann schickte er eine grimmige Kälte und eisige Winde auf die Erde und lachte über die frierenden Menschen. Dann aber brauste der Föhn in die Täler, jagte die Schneedecke auf die Höhen zurück. Mächtig brach der Frühling auf. Die Matten verwandelten sich in einen Blumenteppich, die Kirschbäume standen in weisser Pracht.

In der schönen Stube im «Luegis» sass Carlo am Tisch und malte Buchstaben in ein Heft. Er hörte die Glocke des Telefons schrillen, nahm den Hörer ab und sagte keck: «Luegis.» Dann lauschte er auf die fremde Stimme und gab Bescheid: «Nein, ich bin allein daheim . . .» «Carlo . . .» «In der ersten Klasse . . .» «Ich kann den Vater rufen . . .» Dann hörte er eine Weile zu und fragte: «Wie heisst der Mann? Tomaso. Ja, ich will's der Mutter sagen, sie kommt vor dem Nachtessen zurück. Guten Tag, Herr Pfarrer.» Carlo schüttelte den Kopf verwundert über dieses Gespräch. Dann schaute er zum Fenster hinaus und sprach halblaut vor sich hin, um alles genau im Gedächtnis zu behalten. Dort blieb er lange stehen.

Carlo sah Frau Barbara aus dem Wald herauskommen und verschwand flugs die Stiege hinunter. Mit eiligen Schritten lief er auf sie zu und berichtete: «Der Herr Pfarrer hat telefoniert. Er müsse gleich fort, aber ein Herr Tomaso komme zum Dabehalten, er dürfe nicht gesehen werden. Der Pfarrer sei bis am Samstag fort, dann komme er persönlich.» Frau Barbara konnte aus dem Kauderwelsch nicht klug werden, stellte ständig Fragen bis sie vor dem Haus angelangt waren und schliesslich: «Sag jetzt vernünftig, wann kommt dieser Herr Tomaso oder Pomaso?» Carlo knipste mit den Fingern, als wollte er damit sein Gedächtnis auffrischen und sagte dann ganz bestimmt: «Also, der Pfarrer kommt am Samstag, wenn er Zeit hat und der Tomaso kommt heute

schon.» «Da soll ein vernünftiger Mensch klar sehen. Kannst du nicht besser aufpassen, Carlo», ereiferte sich verärgert die Mutter, «dass ich jetzt ausgerechnet heute ins Dorf gehen musste. Wenn ich nur eine Viertelstunde weg bin, geschieht sicher ein Unglück.» «Nein, nein», protestierte der Bub, «das ist kein Unglück. Das sei ein flotter, feiner Herr, er kenne ihn gut.» Den Kopf voller Rätsel ging Frau Barbara in die Stube hinein und sprach halblaut vor sich her: «Wir haben keinen Platz. Wo soll ich den Pomasini hintun?» Das Rätselraten zog sich bis über das Nachtessen hinaus. Peter kam wieder nicht rechtzeitig heim. Der Vater hatte sich auf die Socken gemacht, um einen Jass zu klopfen. Arnold war auf seine Bude verschwunden. Luzia klapperte mit dem Geschirr in der Küche, da läutete die Hausglocke. Frau Barbara drehte voll Spannung den Schlüssel, machte Licht und schaute vorsichtig hinaus. Ein Herr in einem Wintermantel, mit einem Köfferchen in der Hand verbeugte sich höflich und nannte seinen Namen: «Tomaso.» Mit leicht fremdländischer Färbung in der Sprache fuhr er fort: «Entschuldigen Sie vielmals. Der Herr Pfarrer hat Ihnen Bericht gegeben. Er wollte mit mir kommen, musste aber plötzlich verreisen . . .» «Kommen Sie herein in die Stube», lud ihn Frau Barbara ein, half ihm aus dem Mantel und konnte ihn so richtig in Augenschein nehmen. Ein vertrauenswürdiges Gesicht, von der Sonne gebräunt mit einem buschigen, schon zum Teil ergrauten Schnauz. In dunkelbrauner, tadelloser Kleidung und in hellen Halbschuhen sah dieser Mann in der Bauernstube direkt vornehm aus. Auf ihre Einladung hin setzten sie sich an den Tisch, auf dem noch der Teller für Peter und das Besteck bereitstand.

Tomaso bewunderte die Stube, rühmte das Porträt an der Wand und kam endlich auf den Grund seines Kommens zu sprechen. Mutter Barbara hatte schon bald ihrer Tochter Luzia mit einem Zeichen angedeutet, sie solle auftischen. Nun konnte sie ruhig zuhören, was Herr Tomaso zu berichten hatte. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Buchillustrationen, zeigte auch der Mutter ein kleines Buch mit Bildern, die er gezeichnet und koloriert hatte, unter jedem Bild stand in rassigem Schriftzug: Tomaso. Nun ist von ihm vor kurzer Zeit ein Buch mit vielen Bildern gegen die Mafia er-

Unsere sympathische Ski-Weltmeisterin Erika Hess bei der Fernsehübertragung mit der Fähre Beckenried—Gersau am 30. Juni 1983, auf dem Einrad.

schienen und ein zweiter Band sollte eben herauskommen: «Sie wissen, was die Mafia bei uns bedeutet?» unterbrach er seine Rede, «eine über alle Länder ausgebreitete Verbrecherorganisation, die nun endlich vom Staat ausgehoben und vernichtet werden soll.» Dann fuhr er fort: «Diese Mafia will nun das Erscheinen des zweiten Bandes verhindern, will mich umbringen. Sie hat mir schon Drohungen zugesandt, die ich ernst nehmen muss. Ich bin deshalb Hals über Kopf geflohen. In der Schweiz befinden sich ja auch viele Italiener, und man kann nicht wissen, ob sich auch Mitglieder dieser Mafia unter ihnen befinden. Ich bin also auch hier nicht sicher. Ihr Herr Pfarrer kennt mich und meine Familie. Meine Schwester führt in Florenz eine Sprachschule, die er schon zum zweiten Male besucht und schon manchen Abend bei uns zu Hause verbracht hat. Er hat mir gesagt, bei Ihnen könnte ich am sichersten

im Verborgenen bleiben, bis sich meine Lage etwas gebessert hat.»

Das also war die Botschaft, die Carlo hätte ausrichten sollen. Und Frau Barbara musste nun mit den Schwierigkeiten fertig werden. Man holte Arnold aus seinem Zimmer. Der junge Melk kam dazu. Schliesslich kehrte auch der Vater vom Jassen heim und fuhr Peter mit seinem Wagen vor. Der vollständige Familienrat beriet bis in die Nacht hinein. Arnolds Bett wurde frisch bezogen. Und nach langem Hin und Her schlief der fremde Herr glücklich in Arnolds Zimmer, ohne von der Mafia und auch nicht von einer Mücke gestört zu werden.

Mitten in der Nacht aber schreckte Frau Barbara aus ihren Gedanken auf und sagte laut: «Wir stecken ihn in den Brenngaden!» Ihr Mann aber, müde von der langen Diskussion, brummte: «Schlaf du jetzt, ist gescheiter», drehte sich auf die andere Seite und begann bald wieder zu schnarchen.

Nach dem Mittagessen hatte sich der Vater auf das Kanapee im Stubli für eine kurze Weile zur Ruhe gelegt. Frau Barbara wusste, dass er dabei nicht gestört werden wollte, wagte aber doch hineinzugehen und sagte: «Ich habe im Brenngaden geheizt. Es ist noch zu kalt für ihn dort, schliesslich kommt er aus dem Süden.» «Der Brenngaden gehört nicht uns», schrie ihr Mann, erbost über die Störung. «Aber er ist nicht bezahlt», gab die Frau in ruhigem Ton zurück, «wegen der lumpigen Anzahlung gehört er noch lange nicht dem noblen Architekten.» «Mach was du willst und lass mir meine Ruhe», brummte ihr Mann und winkte mit der Hand energisch ab. Leise verschwand die Frau aus dem Stubli und schloss die Türe ohne Geräusch.

Wolken am Himmel

Auch ins Büro des Schreinerhauses am See kam Besuch, ein grosser, schöner Wagen glänzte und glitzerte im Abendlicht. Ihm entstieg ein Fräulein in kurzem Sommerkleid. Die Haut, die sie freigebig um den Hals und den Rücken hinab der kühlen Luft darbot, war von der Sonne gebräunt und passte gut zu den pechschwarzen Haaren. Die Zigarette im Mund, eine modische Handtasche keck über die Schulter gehängt, kam sie am Fenster vorbei mit eiligem Schritt auf die Türe zu und stürmte ins Büro hinein. «Rolfi, du Herzensschatz, immer an der Arbeit, hast du denn nie Feierabend?» Isabell begrüsste ihre Freundin mit Küssen auf beide Wangen. Rolfi, jäh aus ihrer Arbeit aufgescheucht, schaute verduzt auf das Kleid mit den bunten, grossen Blumen und in das vertraute Gesicht, warf einen Blick zum Fenster hinaus auf das tolle Auto und höhnte: «Jedesmal, wenn ich diesen Wagen sehe, denke ich an den Maharadscha von Indien. Dass du es wagst, in der Landschaft herumzugondlen. So eine Kiste reizt ja jeden Einbrecher. Isabell, damit zu fahren bedeutet höchste Gefahrenzone. Jedermann vermutet einen Milllionär.» Das Mädchen fühlte sich sichtlich geschmeichelt und meinte: «Leider ist er nicht frischgewaschen. Aber wenn ich ihn poliere, dann blitzt er wie ein Feuerwerk.»

Die beiden Mädchen kamen ins Plaudern. Aber Rolfi spürte, dass die Freundin bald wieder aufbrechen wollte, nervös an ihrem Kleid zupfte und kaum gelöscht wieder eine neue Zigarette in Brand steckte. «Du siehst gut aus in diesem Kleid, scheinst in voller Wonne zu leben, aber seit wir das letzte Mal beisammen waren, hat sich ein Kummer in deine Züge eingeschlichen, oder täusche ich mich?» Isabells Lächeln wurde von einem Schatten verdüstert, heiterte sich aber wieder auf, da sie zu sprechen begann: «Du siehst aber auch alles. Nimm mich nur nicht so scharf in den Blick. Das ist nur vorübergehend. Momentan sitzen wir in der Klemme. Am Samstag muss Marcel wieder eine Abzahlung leisten, und dazu fehlen ihm 2000 Franken. Er weiss nicht, wo er die hernehmen kann. Ich habe ihm bei der letzten schon leichtsinnig viel dazulegen müssen. Es ist dies die drittletzte Rate. Wäre doch jammerschade, wenn ihm der Wagen kurz vor der vollständigen Abzahlung weggenommen würde. Du begreifst doch. Da habe ich an dich gedacht. Könntest du mir mit zwei bis drei Tausendern unter die Arme greifen? Rolfi, du hast doch ein gutes Herz und mit deinem Bienenfleiss wirst du ein Riesenkapital auf die Seite geschafft haben. Ich bringe dir das Geld am Monatsende zurück. Du kannst bestimmt darauf zählen.»

Die Miene Rolfis wurde ernst. Jetzt wäre der Augenblick günstig gewesen, um der

Dieses Schindeldach scheint sein «eigenes Leben» zu pflegen!

Freundin tüchtig die Leviten zu lesen. Rolfi beherrschte sich und bedauerte, nicht einspringen zu können. Wohl habe sie schon allerhand erspart. Das sei aber alles im väterlichen Geschäft investiert und nicht so kurzfristig zur Hand. Marcel werde sich schon zurechtfinden. Er sei ja einfallsreich und tüchtig, so wie sie ihn immer geschildert habe.

Das Mädchen fuhr sich nervös mit den Fingern durch die schwarzen Locken, versuchte nochmals ihre Freundin zu überreden, fügte sich dann aber mit beklommener Miene. Rolfi fragte: «Bist du noch immer in deinen sieben Himmeln?» Isabell hatte sich schon von ihrem Stuhl erhoben und war zum Fortgehen bereit, warf dann aber ihre Handtasche wieder auf das Pult und sagte: «Er geht in letzter Zeit nicht mehr für mich einkaufen, trotzdem er so früh Feierabend hat. Er sagt, es sei ihm verleidet, so viel Zeit zu verlieren mit Herumstehen und Warten, bis er an die Reihe komme. Er hasse überhaupt das Lädelen. Schliesslich begreife ich ihn. Männer sind eben so.»

Rolfi schwieg eine Weile, dann begann sie mit Fragen: «Seid ihr oft mitsammen unterwegs, ich meine so Samstag, Sonntag.» «Nein,» kam nach kurzem Zögern die Antwort, «wir müssen sparen. Mit dem schönen Wagen hat er natürlich Erfolg bei den Frauen. Das schmeichelt seiner Eitelkeit. Manchmal sind wir zu dritt, aber, was erzähle ich dir alles. Du musst nicht glauben. dass seine Liebe nachgelassen habe.» Mit einem Anflug von Stolz erhob sie sich, setzte den Stuhl energisch auf den Boden. «Ich bin glücklich, rundherum wohlauf. Das kannst du natürlich mit deinem Dörfliverstand nicht begreifen. Ich muss jetzt gehen, muss anderswo nach Geld suchen.» Zum Abschied pfefferte sie wieder zwei saftige Küsse auf Rolfis Wangen und sprach: «Ich bin dir nicht böse wegen den dreitausend. Du kannst schliesslich nicht aus deiner Haut schlüpfen.

Auf Wiedersehen mein Liebes. Ich muss eilen. Die Zeit drängt», besann sich noch einen Augenblick, drehte sich unter der Türe nochmals um, schaute zurück und sagte: «Siehst du, so hetzt mich das Leben, komme zu dir und frage nicht einmal, wie es dir geht. Wie lebst du? Was machst du?» Mit einem zufriedenen Lächeln antwortete Rolfi: «Ich warte . . .» Dann schritt Isabell hinaus und stieg in den Prachtswagen. Mit einem Knall schloss sie die Wagentüre, liess den kräftigen Motor aufheulen und sauste davon.

Dem Herrn Pfarrer werden Wein und Krapfen aufgetischt

Zu den Leuten im «Luegis» kam Besuch. An einem Vormittag klopfte der Pfarrer unvermutet an die Stubentüre. Mutter Barbara war mit der Wäsche beschäftigt und hantierte am grossen Tisch mit dem Bügeleisen. Sie erschrak nicht übel und entschuldigte sich über die Unordnung, musste zuerst einen Stuhl freimachen, bevor sie den Herrn Pfarrer zum Sitzen einladen konnte: «Oh je, im dümmsten Moment sind Sie gekommen. Vor einer halben Stunde wäre die Stube noch nicht mit Hemden und Hosen übersät gewesen.» Der Pfarrer wehrte ab: «Macht Euch keine Sorgen. Ich bleibe nicht lange. Und überhaupt, bei mir wird auch geglättet und geflickt, nur darf ich nicht dabei sein. Meine Schwester jagt mich aus der Stube, wenn sie solche Arbeiten in Angriff nimmt. Ich schaue ganz gerne einmal zu.» Frau Barbara wollte dem hohen Besuch etwas auftischen, räumte ab und sprang wie wild umher. Der Pfarrer aber bat sie, keine Umstände zu machen. Er wolle ihr nur danken, dass sie seine Bitte ohne weitere Erklärung erfüllt und Herrn Tomaso untergebracht habe.

Dann begann er zu erzählen, wie er schon zum dritten Mal in Florenz gewesen sei, an einem Sprachkurs teilgenommen habe, der unter der Leitung der Schwester von Herrn Tomaso geführt werde, und dabei mit ihrer Familie nicht nur bekannt, sondern sehr vertraut geworden sei. Er habe damals die Bilder des Künstlers als Entwürfe gesehen, bevor sie in dem Buch gegen die Mafia gedruckt worden sind. Er habe ihm abgeraten. Das sei zu gefährlich. Herr Tomaso habe aber im Kampf gegen diese perfide Verbrecherbande teilnehmen wollen und habe überdies die Unvorsichtigkeit begangen, einige führende Kräfte in diesen Zeichnungen porträtähnlich darzustellen. Nun hätten sich diese Briganten gegen ihn verschworen. Damit der zweite Band nicht erscheinen könne, möchten sie Tomaso aus der Welt schaffen, also kaltblütig ermorden. Er sei eines Tages plötzlich vor der Pfarrhaustür gestanden, Hals über Kopf geflohen, um sich irgendwo in der Schweiz zu verstecken. Er habe in jener Nacht nicht geschlafen, habe immer ein sicheres Versteck für ihn gesucht, bis ihm das Haus über dem Felsen, das «Luegis» eingefallen sei. Er meinte: «Man kann ihn auch hier nicht lange in Sicherheit behalten. Diese Mafia wirft ihre Netze über alle Länder, dichte Netze, aus denen nicht leicht ausgeschlüpft werden kann. Aber für den Moment bin ich Ihnen unendlich dankbar, dass er hier bleiben kann. Er ist ein hervorragender Künstler und guter Mensch. Ich kann Euch, soweit man überhaupt einem Menschen vertrauen kann, für ihn in jeder Weise bürgen.»

Frau Barbara holte nicht nur Wein und Krapfen, sie holte auch ihren Mann und Sohn. Im Verlauf des Gesprächs kam Carlo aus der Schule heim und trat Luzia in die Stube. Das Mittagessen konnte warten, so interessant erzählte der Pfarrer von Florenz, von dieser Familie und von den Mordtaten der Mafia. Schliesslich aber äusserte der Pfarrer den Wunsch, er möchte auch noch vor Essenszeit mit Herrn Tomaso einige Worte sprechen.

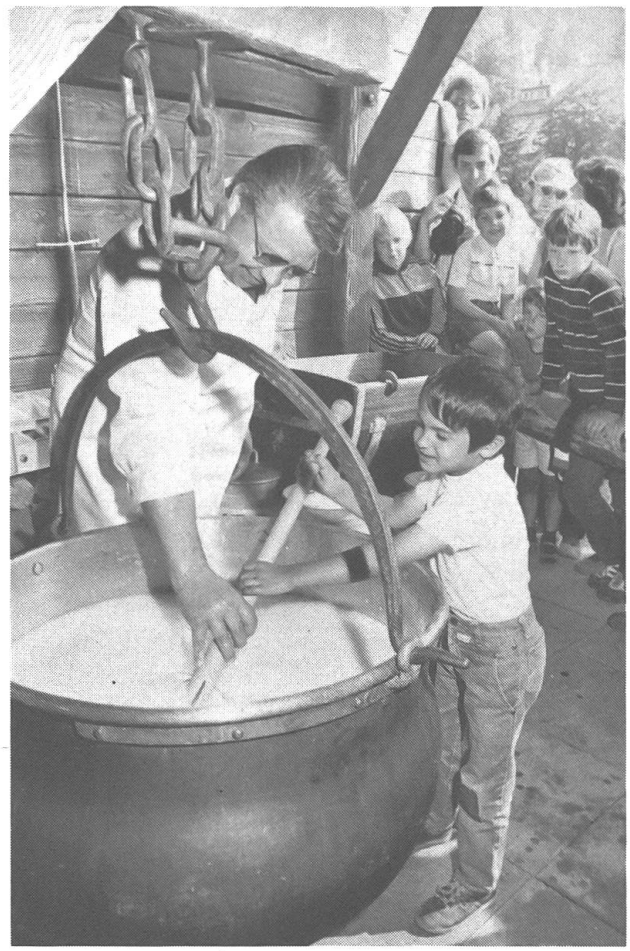
«Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer, wir haben ihn im Brenngaden untergebracht und können von hier aus nicht sehen, ob er dort ist», erklärte Frau Barbara, «er geht oft in den Wald spazieren. Aber Carlo kann geschwind hinüberspringen und ihm Bescheid sagen.» «Aha, du bist also der Carlo», wandte sich der Pfarrer dem Buben zu, «dich kenne ich ja vom Telefon her. Du bist ein fixer Kerl im Ausrichten von Botschaften. Das hat ja damals wirklich fabelhaft geklappt», er legte seine Hand auf den Bubenkopf. Dieser aber schlüpfte davon und rannte mit seinen blossen Füssen hinaus uns wie ein Räderli die Stiege hinab und über den Hügel.

Der starke Melk hatte dem Gespräch mit Interesse zugehört. Nun wollte er auch noch etwas dazu sagen. Er wagte nicht, die Eigen-

mächtigkeit seiner Frau vor dem Pfarrer blosszustellen: «Mir ist es bei der ganzen Geschichte nicht recht wohl. Aber jetzt ist es schon so weit, dass man nicht mehr krebsen kann. Ich möchte nur einen Wunsch anbringen. Wenn Sie in den Brenngaden hinübergehen, könnten Sie doch bei dieser Gelegenheit auch die Wohnung einsegnen. Mir ist, als ob mit diesem Umbau etwas nicht geheuer wäre. Ein zünftiger Priestersegen könnte da nur gut tun. Aber passen Sie auf, die Stiege ist noch nicht fertig. Weiter will ich nichts dazu sagen.» Der Pfarrer versprach, die Treppe mit Vorsicht zu betreten. Sobald Carlo mit dem Bescheid zurückkam, Herr Tomaso sei in seiner Stube, verabschiedete sich der Pfarrer mit herzlichem Danken und allseitigem Händeschütteln und war heilfroh, dass die Leute nicht seines Freundes überdrüssig waren.

Das Auftauchen des Italieners hatte aber auch noch andere Folgen. Kaum einige Tage nach seiner Ankunft kam der Zimmermann mit allen Anzeichen aufgestauter Wut dahergerannt. Man habe im Brenngaden Licht gesehen. Der Architekt sei also wieder zurück. Es sei jetzt höchste Zeit, ihm das Mösch zu putzen und sofortige Zahlung zu verlangen. Der Maler kam mit seiner Forderung und meinte, wenn Melk den Gaden vermietet habe, dann sei er schuldig, den Handwerkern die längst fälligen Rechnungen zu bezahlen. Isidor telefonierte, er habe vernommen, der Architekt sei wieder im Land. Man sollte jetzt gemeinsam gegen ihn vorgehen. Er habe in letzter Zeit mit dem Unglück auf dem Nauen und der langen Krankheit schwere Verluste einstecken müssen. Er sei auf die sofortige Zahlung für seine Arbeiten im Brenngaden angewiesen. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von dem Bewohner im Gaden auch zum Dachdecker und zum Elektriker, die alle nur eine geringe Anzahlung erhalten hatten.

Das sei alles auf den eigenmächtigen Entschluss von Frau Barbara zurückzuführen, sagte der starke Melk am Familientisch. Der junge Melk und Peter nickten dazu. Die Mutter liess alles über sich ergehen. Es war dies ja nicht das erste Mal. Die Männer um den Tisch waren bereit, den Architekten tüchtig durchzuwalken, sobald er ihnen in die Finger gerate. Mit Zins und Zinseszins müsse er zahlen, sonst nähme man ihm seine Häuser weg.



Zum hundertjährigen Jubiläum des Engelberger Kurvereins wurden die Molkenkuren wieder propagiert.

Schliesslich ergriff Frau Barbara das Wort und sagte zu ihrem Sohn Peter: «Du bist ja auf der Bank angestellt. Du kennst dich im Geldwesen auf. Warum nimmst du dich der Sache nicht an?» «Hätte ich schon lange getan», brüstete sich Peter, «wenn mir der Vater das Zutrauen geschenkt hätte. Wenn ich in dieser verfahrenen Geschichte etwas unternehmen soll, dann muss ich eine Vollmacht von dir haben, Vater. Dann musst du mir endlich sagen, was du für den Brenngaden verlangt hast und wieviel er dir bis jetzt bezahlt hat.»

«Wir wollen dann einmal drüber reden, Peter», brummte der grosse Melk, «unter vier Augen darüber reden, ohne Weibervolk, verstanden.» Die Art, wie der Vater auf den Schluss hin die Stimme erhob, und wie er finster über die Tafelrunde blickte, schien einem Gewitter vorauszugehen. Luzia erhob sich und begann abzuräumen. Carlo hängte sich an ih-

ren Rock. Arnold verschwand und wünschte einen schönen Abend. Die Mutter aber blieb sitzen. Sie wollte das Schlachtfeld nicht vor Ende des Kampfes verlassen.

Nicht in sein Zimmer hinauf, wie die Leute um den Tisch vermuteten, ging Arnold, sondern auf dem schmalen Pfad über die Matte zum Brenngaden hinüber. Schon oft hatte er abends diesen Weg eingeschlagen, war bis in die Nacht beim Künstler in der Stube gesessen, hatte zugeschaut, wie mit feinen Bleistiftstrichen Gesichter und Figuren auf dem Papier entstanden und hatte den Erklärungen Tomasos zugehört. Schon nach wenigen Tagen hatten sie sich gut verstanden, der Herr mit den an den Schläfen angegrauten Haaren, das rassig geschnittene Gesicht eines Aristokraten mit dem buschigen Schnauz, der hemdärmlig und in abgewetzten Manchesterhosen doch das Gehabe eines vornehmen Herrn beibehielt. Und der junge Mann breitschultrig, schwerfällig in seinen Bewegungen, die braunen Haare nicht immer in guter Ordnung, eine Pfeife im Mund oder in der Hand, bedächtig seine Worte überlegend, der mit dem offenen Blick mehr verriet, als der Mund preisgab. Wenn diese beiden Köpfe, so ungleich, wie sie waren, über einen Entwurf, über eine Zeichnung gebeugt am Tisch sassen, hätte man vermuten können, sie seien beide eifrige Forscher, die einem Geheimnis auf die Spur kommen wollen. Oder wenn Tomaso in seinem Lehnstuhl vergraben, die Beine übereinandergeschlagen, jedes Wort mit lebhaften Bewegungen seiner Hände und Finger begleitete und Arnold vor ihm auf einem Hocker sass, unverwandt den Worten lauschend, dann war dies ein Bild aus einer mittelalterlichen Mönchszelle, der Gelehrte, der in weltweiter Schau dem Schüler aus seinem Wissen und seiner Erfahrung berichtete. Kein Wunder, dass diese Lampe bis in die tiefe Nacht ihren Schein auf die Matte warf, und dem endlich heimkehrenden jungen Bauernsohn, der sinnend und das Gehörte überdenkend, gebückt und verhaltenen Schrittes durch den Tau ging, noch ein kurzes Stück den Weg erhellte.

Solche Abende wurden für Arnold tiefe Erlebnisse. Er bewunderte die feingliedrige Hand, die mit ein paar Strichen auf ein weisses Blatt lebendige Menschen hinzaubern konnte, den Kopf, der aus längst vergangenen Zeiten Ereignisse zurückrufen, sie vor seine Augen darstellen konnte, als ob sie gestern und von ihm erlebt geschehen wären. Er sprach von den alten Römern und von den trüben Zeiten der Diktatur mit dem gleichen Feuer in den Augen, mit der selben Lebhaftigkeit und so, dass er es ohne Mühe verstehen konnte.

Sie sprachen aber nicht nur von früheren Zeiten. Auch die Gegenwart kam ins Spiel. Gewohnt mit Verlegern und Buchdruckern zu verkehren, hatte er auch Verständnis für Arnolds Beruf. Nur graute ihm vor der gewaltigen, technischen Entwicklung. Die Elektronik, die dieses Gewerbe mit Gleichmass und Schablone bedrohte, beunruhigte ihn. Unvermittelt sagte er einmal: «Sie haben doch Talent, Arnold, Sie müssen da heraus. Sie müssen sich ausbilden und vorwärts streben. Sie haben eine gute Grundlage, Sie dürfen nicht am Setzkasten kleben bleiben oder vor dem Bildschirm eines Komputers Ihre Arbeitsstunden abhocken. Ich will Ihnen den Weg zeigen, der Sie höher hinauf führt, zu einer Arbeit, die Ihnen Freude macht und wo Sie etwas leisten können.»

Nach solchen Gesprächen ging Arnold mit geschwellter Brust und mit verwegenen Plänen ins «Luegis» hinüber. Nur sollte bald ein unglücklicher Fehltritt diese verschwiegenen Zusammenkünfte unterbrechen.

Jammern und Ächzen hinter verschlossener Türe

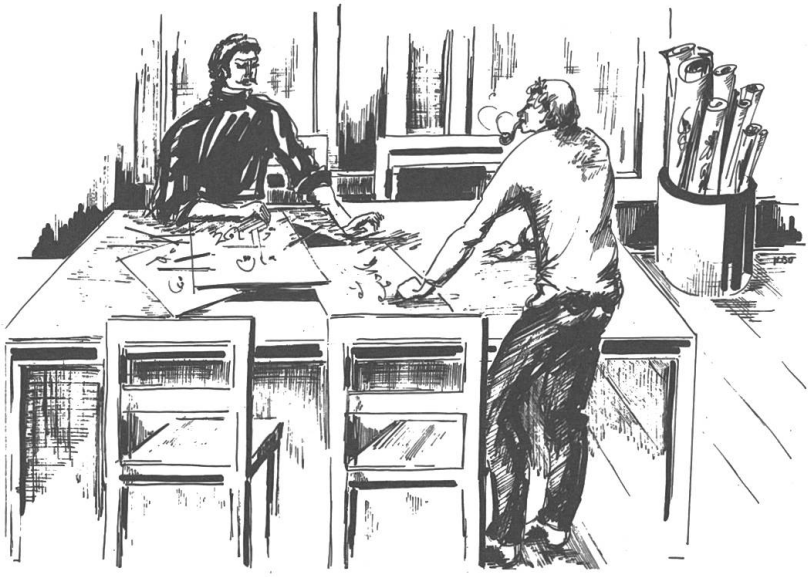
Carlo kam von der Schule heim und trug, wie üblich, das Mittagessen für Herrn Tomaso zum Brenngaden hinüber, bevor sich die Familie an den Tisch setzte. Er freute sich immer auf diesen Gang. Der fremde Mann erzählte ihm oft eine kurzweilige Geschichte, hatte ihm dann und wann ein Spielzeug gebastelt, mit dem er sich kurzweilig unterhalten konnte. Für Carlo war es auch ein Vergnügen mit Tomaso romanisch zu sprechen. Wenn er ihm auch nicht in dieser Sprache Antwort geben konnte, verstand er doch fast alles, was der Bub daherplauderte.

Die Sonne schien heiss auf den schmalen Pfad durch die Matte. Carlo war erstaunt, da er über den Hügel schritt und bemerkte, dass die Vorhänge hinter den breiten Fenstern noch zu-

gezogen waren. Wenn auch Tomaso kein Frühaufsteher war, gegen Mittag war er doch immer munter, hatte sogar die Reste seines Frühstücks abgeräumt und sass meist schon arbeitend am Tisch. Carlo lief schneller, weil ihn der Gwunder trieb, kam zur Tür und fand sie verschlossen, hörte aber seinen Namen rufen und ein Stöhnen, wie ein Gejammer. Carlo rief: «Ich bin mit dem Essen da, machen Sie auf! Ich kann nicht hinein!» Da hörte er einige heisere Worte, die er nicht verstand. Er sprang um den Gaden herum und entdeckte ein kleines Fenster, das nicht ganz geschlossen war.

Mit aller Kraft zog er einen Spaltbock, der bei der Mauer stand in die Nähe und kletterte darüber zum Fenster hinauf. Der magere, kleine Bub konnte mühelos hineinschlüpfen. Da sah er, wie Herr Tomaso am Fuss der Stiege am Boden lag und sich vergeblich bemühte, aufzustehen. «Halt, ich komme», rief Carlo. Seine Stimme widerhallte in dem weiten Raum. Wie ein Wiesel glitt er zu Boden und lief zu dem Verunfallten hin. Carlo sah sofort, dass der Bock, der die halbfertige Stiege unterstützen sollte, umgeworfen, und die Kiste, die als Tritt diente, weit weggerutscht war. «Santa Maria, Sant'Antonio», jammerte Carlo, «tut's Ihnen weh?»

«Schon mehr als zwei Stunden liege ich da und kann nicht aufstehen. Gut, dass du kommst», stöhnte Tomaso, «jetzt holst du mir zuerst die Cognacflasche aus der Küche, aber pass auf, die Treppe kann herunterfallen.» Für Carlo war dies keine grosse Schwierigkeit, er zog die Kiste und den Bock in die Nähe und dann turnte er behend in den oberen Stock hinauf und brachte flugs die begehrte Flasche. Herr Tomaso trank einen Schluck aus dem goldgeränderten Flaschenhals, da schrie Carlo auf: «Au, das Essen wird kalt, ich habe es vor der Türe stehen lassen.» Die Stimme Tomasos wurde schon bald kräftiger: «Nicht das Essen, den Vater vom «Luegis» sollst du mir holen. Ich kann nicht länger auf dem kalten Boden liegen bleiben.»



Solche Abende wurden für Arnold tiefe Erlebnisse.

Carlo rannte mit der Unglücksbotschaft über den Hügel. Die Familie war schon um die dampfende Suppenschüssel versammelt und vernahm löffelnd, was Carlo atemlos berichtete. Das Oh und Ach der Frauen nicht beachtend, fuhr der starke Melk mit dem Handrücken über seinen Schnauz und sagte: «Wir legen ihn in Arnolds Bett, Mutter, schau, dass alles gerichtet ist, bis ich mit ihm komme.» Dann erhob er sich, ging aus der Stube und dann mit grossen Schritten über die Matte, nicht achtend, dass der junge Melk und Luzia hinter ihm herliefen.

Im Stall kniete er neben dem Verunfallten auf den Boden, betrachtete das Bein, das merkwürdig schief dalag, fragte nach den Schmerzen, nahm die Flasche aus Tomasos Händen

und stellte sie weg. Der junge Melk wollte auch zugreifen, aber der Vater winkte ab. «Luzia, achte darauf, dass das Bein nicht herumbaumelt», mit diesen Worten schob er seine breiten Pratzen unter den Jammernden und trug ihn auf den Armen, keuchend, aber ohne anzuhalten über den Hügel, über die Aussentreppe und bis in Arnolds Zimmer hinauf. Man hätte dem grossen, vierschrötigen Mann nicht zugetraut, dass er den Unglücklichen nach dieser Kraftprobe so sachte und schonlich einbetten könnte. Mutter Barbara musste dem Arzt telefonieren, dann setzten sie sich wieder ans Mittagessen.

«Eine schöne Bescherung», meinte der Vater nach den ersten Bissen. «Kein Mensch weiss, ob der Architekt ein Haftpflichtversicherung für den Brenngaden abgeschlossen hat. Aber wenn man für die halbe Welt den Wohltäter spielen will, muss man auch das dicke Ende schlucken.» Mutter Barbara, auf die diese Worte gemünzt waren, sass noch nicht am Tisch. Sie war mit dem Patienten beschäftigt und mit dem Aufräumen von Arnolds Zimmer.

Am späteren Nachmittag kam der Arzt und wollte den Verunfallten ins Spital einliefern. Tomaso wehrte sich dagegen mit beredten Worten: «Dann weiss alle Welt, dass ich hier Zuflucht gefunden habe. Dann bin ich des Lebens nicht mehr sicher. Im Spital schwatzen die Leute, sind Italiener in den Zimmern, auf den Gängen und überall. Umöglich, meine Existenz geheimzuhalten. Dann ist es besser, Herr Doktor, Sie geben mir eine Todesspritze, dann bin ich niemand mehr zur Last.»

Diese Todesbereitschaft dauerte nicht lange. Nachdem das Bein in Gips gelegt war und der Patient bequem eingebettet, nahm er dankbar eine würzige Suppe an, ass vom Speck, den ihm die Mutter in schmale Streifen geschnitten hatte und biss mit Wonne in die Scheiben Brot, die am Morgen frisch vom Bäcker angekommen waren.

Frau Barbara sorgte nicht nur für den armen Herrn Tomaso, kümmerte sich auch darum, dass ihr Sohn in einem schönen Zimmer untergebracht werden konnte. Ihre Schwägerin, schon früh Witwe geworden, bewohnt ein grosses Haus in Stadtnähe inmitten eines ansehnlichen Gartens. Mit ihr beredete sie die Möglichkeit, für Arnold ein Zimmer freizumachen, nur für kurze Zeit. Sie wäre umständehalber sehr froh, werde aber bald zu ihr kommen, um das dringende Anliegen näher zu besprechen. So konnte Arnold, nachdem er eine Nacht im Stubli auf dem Kanapee geschlafen hatte, mit seinen Koffern schon anderntags in das grosse Parterrezimmer in der Villa einziehen, sich im beinahe mannshohen Spiegel betrachten, sich im weichen Polsterstuhl zurücklehnen, die Leselampe anzünden und mit einem Buch in der Hand über das wechselhafte Geschick der Menschen sinnieren.

Die hübsche Dame lächelte nur

Peter vom «Luegis» wählte aus seinem Schrank die schönste Kleidung aus, die hellblaue mit den feinen Nadelstreifen, ein helbraunes Hemd und die Cravatte mit den Tupfen, schlüpfte in seidene Socken, die genau zu den weichen Schuhen passten. Geschniegelt und geschnagelt stand er vor dem Tisch, auf dem seine Ledermappe lag. Gerüstet für ein grosses Fest in nobler Gesellschaft kam er die Stiege hinunter, öffnete die Türe und rief seinem Vater, der beim Frühstück sass, mit kecker Stimme zu: «Ich gehe zu dem Drachen in die Stadt, will dir dann heute Abend noch Bericht geben.» Der starke Melk schaute grimmig auf und rief: «Pack sie an der Gurgel.» Peter holte den Wagen aus der Garage und fuhr mit bester Stimmung in die Stadt. Wie ein Bankfachmann dies tut, hatte er sich vorher über die Lebensweise und Gewohnheiten der Dame erkundigt, wusste, wann und wo sie sich zu bestimmter Stunde aufhielt, wann sie das Mittagessen einzunehmen pflegte, welchen Friseur sie bevorzugte und mit wem sie Freundschaften unterhielt. Die Stunde am späteren Vormittag war also nicht ungünstig gewählt.

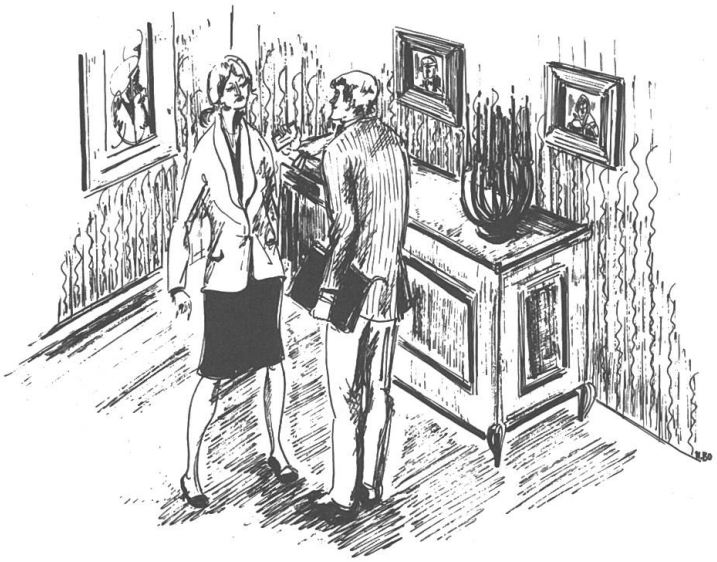
Er stand vor dem Stadthaus mit der hohen schweren Eichentüre, die mit einem Mauerwerk mit viel Zierrad eingefasst war und wartete, ob sein Glockenzeichen beantwortet werde. Nicht schüchtern oder zaghaft, er hatte schon oft mit Damen und Herren aus den oberen Schichten beruflich Gespräche geführt, hitzige Debatten ausgefochten. Er hörte den Summer, drückte gegen die Türe und spürte den Luftzug eines kühlen Ganges, sah eine breite Treppe mit schwerem Geländer und stieg

munter hinauf. Ein Fräulein mit kecker Frisur fragte ihn nach seinem Begehr, nahm nickend seine Visitenkarte entgegen, führte ihn in die Halle, bat ihn Plaz zu nehmen. Peter betrachtete die Gemälde längst verblichener Ahnen, die Hirsch- und Rehgeweihe, den kostbaren Teppich und dachte, so wohnt also die Frau des Architekten, der uns eine grosse Stange Geld schuldig ist. Nett haben sich diese Leute eingerichtet. Er betrachtete auch den Glanz auf den feinpolierten, alten Möbeln, die Zinnkannen, die überall herumstanden und dachte, wenn es in der Halle so vornehm aussieht, was wird es erst in den Salons zu sehen geben.

Seine Gedanken wurden durch das Erscheinen der Dame unterbrochen, die in einem Jacketkleid, wie zum Ausgang bereit, aus einer Türe trat und mit kühler Stimme, ohne ihn zu begrüssen oder ihn zum Sitzen einzuladen, fragte: «Sie wünschen?» Peter liess sich nicht einschüchtern: «Ich komme im Auftrag meines Vaters im«Luegis», wegen dem Brenngaden.» Ein verächtliches, mokantes Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie sprach: «Das interessiert mich nicht. Mein Mann ist abwesend. Ich kann Ihnen keine Auskunft geben.» Peter, immer noch stehend, sagte: «Ich komme im Auftrag von etlichen Handwerkern, die um ihren Lohn betrogen wurden.» «Aha», höhnte die Dame, «Sie sind Rechtsanwalt und haben das auf Ihrer Visitenkarte verschwiegen, dann bitte, wenden Sie sich an meinen Rechtsbeistand. Ich glaube, unser Gespräch dürfte beendet sein.»

In Peter stieg eine Wut hoch, aber er beherrschte sich: «Nein, ich bin nur ein Bauernsohn, der für schlichte Gerechtigkeit einen Sinn hat. Und hier ist ein Unrecht geschehen, das ich nicht auf uns sitzen lasse.» Eine eigenartige Veränderung geschah auf den Zügen dieser stolzen Frau. Mit weicher Stimme sagte sie: «Auch mir ist Unrecht geschehen. Auch ich will das nicht auf mir sitzen lassen,» sie deutete auf einen Stuhl, «nehmen Sie Platz. Damit Sie Bescheid wissen, das Haus hier, ist mein Erbgut, mein persönlicher Besitz. Zwischen meinem Mann, wenn man noch so sagen kann, und mir bestand schon immer Gütertrennung. Sie möchten wissen, wo er ist. Ich weiss es auch nicht. Er ist abgereist nach Südamerika, nach Indien, ohne mir ein Wort zu sagen. Ich brenne darauf, zu erfahren, wo er ist. Ich will mich von ihm scheiden lassen und sitze mit gebundenen Händen da, im Schatten seiner Machenschaften und seiner für immer verfehlten Spekulationen.»

«Nun kam wieder die Härte in ihre Stimme: «Es geht um Wohnkolonien, um Millionen, die gefordert werden, und Sie kommen mit der Rechnung eines Dachdeckers. Begreifen Sie nicht, dass dies für mich lächerlich ist. Ich hätte Ihnen keine Auskunft geben müssen, aber



Mit verächtlichem Lächeln sagte sie: «Das interessiert mich nicht. Mein Mann ist abwesend.»

Sie scheinen mir ein ehrlicher Mensch zu sein. Ich bin in letzter Zeit wenig mit solchen Leuten zusammengekommen. Entschuldigen Sie, ich muss gehen, ich bin verabredet.» Sie bot ihm die Hand und nahm sie nicht zurück, da sie sagte: «Es tut mir leid, wenn sie gern eine Erfrischung haben, bitte, Jeannette steht zu ihrer Verfügung, Adieu,» Hochaufgerichtet schritt sie zur Treppe. Peter schaute ihr nach, bis sie die Haustüre erreichte, dann nahm er seine Mappe unter den Arm, zupfte an seiner Cravatte und verliess bedrückt und sinnend das Haus.

Von harten Schlägen und einem bösen Lachen

Wenige Tage darnach sass Rolfi in der schönen Stube im «Luegis» und plauderte mit Frau Barbara, die Gadenhosen flickt. Das Gesurr der Nähmaschine störte keineswegs das Gespräch über die glückliche Schulzeit des Mädchens hier im Dorf. Rolfi erzählte, wie sie einmal mit dem kleinen Schwesterchen Mariann im Pfarrhaus-Garten Birnen gestohlen habe. Mariann musste vor der Haustüre stehen, für den Fall, dass die Schwester des Pfarrers in den Garten kommen sollte. Die Birnen des Pfarrers waren berühmt. In der ganzen Gegend gab es keine so saftigen Birnen und so süsse. Aber nicht die Köchin, sondern der Pfarrer höchst persönlich kam unter die Türe. Mariann in ihrem Schrecken lief davon und geraden Wegs unter den Birnbaum, in dessen Ästen Rolfi nach schönsten und reifsten Früchten Ausschau hielt. Eine verzweifelte Situation. «Der Pfarrer wartete, bis ich zu Boden kam, dann besah er sich die Birnen in meiner Hand und auch jene in meiner Schürzentasche und lachte», erzählte Rolfi, «und gab sie mir zurück, sagte, ich könne sie behalten. Damit ich den Diebstahl nicht beichten müsse, schenke er mir die Birnen. Aber in Zukunft soll ich schön brav an seinem Garten vorbeigehen. Er sei nicht immer derart versöhnlicher Stimmung. Wir rannten durch das Türli und die Strasse hinab, als ob der leibhaftige Teufel hinter uns her wäre.»

Frau Barbara hatte das Mädchen schon immer gut leiden mögen. Nun hatte es sich zu einer hübschen und wohlanständigen Tochter entwickelt. Sie schaute über die Nähmaschine mit Wohlgefallen auf den lockigen Blondschopf und in das schmale Gesicht mit den grossen, blauen Augen, die zutraulich und ehrlich dreinschauten. Sie legte ihre Arbeit nieder und holte in der Küche Tassli und Kaffee, stellte auch einige Küchli auf den Tisch und lud zum Zugreifen ein. Rolfi freute sich, konnte so das Gespräch in die Länge ziehen, und hoffte, Arnold komme zum Nachtessen heim. Aber kein Töffli wollte rattern und gegen das Haus zu einschwenken.

Nun musste Rolfi mit seinem ursprünglichen Grund seines Kommens herausrücken und sagen, sie habe gehört, Peter sei bei der Frau des Architekten zu Besuch gewesen. Der Vater möchte gerne wissen, ob da bald eine Zahlung zu erwarten sei. Indessen aber war vom Gang her ein merkwürdiges Gepolter zu hören, als ob jemand mit zwei Stöcken oder Krücken ungeschickt umgehe. Die Stubentüre öffnete sich spaltweit. Ein Männergesicht mit Schnauz war für einen kurzen Augenblick zu sehen, verschwand aber sogleich wieder. Frau Barbara wurde unruhig, ging hinaus, flüsterte mit dem Mann und kam zurück mit den Worte: «Peter wird in den nächsten Tagen allen Beteiligten schriftlich Bericht geben, ich muss jetzt leider hinuf gehen.» Rolfi fragte noch, ob Arnold nicht zum Nachtessen heimkomme. «Er kommt nur noch selten. Er wohnt jetzt auswärts, bei der Tante. Du kennst sie ja, hat dort einen feinen Salon als Schlafzimmer und verkriecht sich jede Nacht in seine Bücher.» Hastig nahm sie Abschied von Rolfi, nahm sich aber doch noch Zeit, ihr mit der Hand lieb über die Wange zu fahren und zu sagen: «Bist ein liebes Kind. Hab dich immer gerne gehabt. Schade, dass du nicht mehr hier wohnst.»

Diese Worte begleiteten das Mädchen auf der Heimfahrt. Rolfi war aber mit der Mutter vom «Luegis» durchaus einverstanden: «Schade, dass du nicht hier wohnst.»

Der Herbst brachte rauhe Winde und Stürme über den See. Riss die Blätter von den Ästen, zerzauste Busch und Strauch und warf Ziegel vom Dach. Rolfi warf den Wintermantel über die Schultern, band das Wolltuch um den Hals, nur für die wenigen Schritte vom Haus zur Werkstatt hinüber und sah zu seiner Überraschung, trotz der Finsternis, den grossen blauen Wagen vor der Bürotüre stehen.

Als sie in den kleinen Gang hineintrat,sah sie Isabell auf dem Schirmständer sitzen, das Gesicht in die Hände vergraben. «Jetzt helfe mir der Himmel», rief sie, «Isabell, wie siehst du aus? Komm geschwind an die Wärme. Was ist denn geschehen.»

Im hellen Licht der Bürolampe war der Anblick noch grausiger. Das Gesicht geschwollen, die Schminke von Tränen aufgeweicht. Unter dem Mantel ein zerrissenes Kleid, eine Jammergestalt, die sich auf den Stuhl warf und vom Weinen geschüttelt wurde.

Von Seufzen und Stöhnen unterbrochen, vermochte Isabell zu berichten, was geschehen war.

«Isabell, was ist geschehen? Nimm dich zusammen. Es wird schon nicht so schlimm sein. So red doch!» Aber das Mädchen war nicht imstande, ein Wort auszusprechen. Vom Elend geschüttelt, legte es die Arme und den Kopf auf das Pult und ergab sich dem Schluchzen und Stöhnen. Rolfi legte die Hand auf den zuckenden Rücken, schaute voll Erbarmen auf den zerzausten Kopf, ging dann zum Schrank, stellte ein Gläschen und die Cognacflasche vor Isabell hin und versuchte sie zu beruhigen. Endlich kamen die ersten Worte unter dem schwarzen Haarschopf hervor: «Er hat mich geschlagen!»

Das leere Gläschen war umgefallen. Rolfi schenkte ein und blieb schweigend neben der unglücklichen Freundin stehen. Nach und nach, von Seufzen und Stöhnen unterbrochen, vermochte Isabell zu berichten, was geschehen war: «Er hat mir mit der Faust ins Gesicht geschlagen, immer wieder. Hat mich auf den Boden geworfen und die Blonde hat zugeschaut ... Ich bin früher als sonst vom Büro heimgekommen. Seine neueste Verehrerin war bei ihm in meiner Wohnung. Ich habe sie überrascht. Ich habe nicht viel gesagt, kaum ein paar Worte, dann ist er wütend geworden, hat mich herumgeschubst... Die Blonde hat sich in die Ecke zurückgezogen und gelacht, laut gelacht. Ich habe mich gewehrt und geschrieen, dass du es wagst in meiner Wohnung... Da hat er zum ersten Mal mit der Faust zugeschlagen, zuerst nur gegen die Brust, hat gesagt: «Was ist dein in dieser Wohnung, das hast du mir alles geschenkt, den Spiegel, das Bett... Bei diesem Wort hat er mir ins Gesicht geschlagen. Ich war so verblüfft. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich habe nicht einmal den Schmerz verspürt. Dann hat er nochmals zugeschlagen und das tat weh. Gib ihr, hat die Blonde gerufen. Dann war seine Wut nicht mehr zu bändigen. Er hat mich hinausgejagt ... Draussen konnte ich noch schnell den Mantel herunterreissen und dann die Stiegen hinab rennen. Wenn ich auf den Lift gewartet hätte, wäre er dort noch einmal auf mich losgestürzt. Vor der Haustüre ist mir ein Paar begegnet, Leute, die in unserm Haus wohnen. Ich habe mein Gesicht versteckt und bin hinausgestürmt. Ich wusste nicht, was tun, wohin

ich gehen sollte. Mein Kopf, mein Leib, alles ist voll Schmerzen. Ich bin die Strasse entlang gegangen. Plötzlich stand ich vor seinem Wagen und da ist mir in den Sinn gekommen, ich könnte zu dir fahren. Morgen ist Samstag. Rolfi, lass mich über Sonntag bei dir bleiben.» Tränen rannen aus den verschwollenen Augen und über die misshandelten Wangen. Mit flehendem Blick und zitternden Lippen hatte Isabell diese Worte gesprochen.

In Rolfis Kopf schwirrten die Gedanken wild durcheinander. «Zuerst musst du, armes Kind, zur Ruhe kommen. Ich braue dir einen starken Tee.» Sie holte aus dem Schrank einen Krug, füllte ihn mit Wasser, steckte einen Tauchsieder an, hielt der Freundin nochmals das Gläschen mit Cognac unter die Nase. «Du siehst wahrhaft übel aus. Ich will dir die Haut einwenig abkühlen.» Sie brachte Watte herbei und begann das verunstaltete Gesicht zu betupfen, mit Kölnisch Wasser zu bestreichen. Langsam wurden die Atemzüge des Mädchens ruhiger. «Das tut gut», hauchte Isabell, «du bist ein lieber Mensch, Rolfi. Der Himmel möge dir diese Wohltat vergelten.»

Nun konnte sie es wagen, die Freundin allein zu lassen, im Schuppen einen Liegestuhl zu holen, in der Küche etwas Essbares, Schinken und ein Stück kalten Braten und Brot. Sie trippelte mit dem Körbchen im Sturm, der in starken Stössen wütete, an dem mächtigen Wagen vorbei und dachte: «Der Wagen muss noch in dieser Nacht zurück in die Stadt. Isabell ist nicht imstande, den Wagen zu lenken.»

Sie sassen lange am Pult, tranken ein Gläschen Wein. Isabell begann wieder zu berichten, empfand Erleichterung darin, ohne Schonung und offen zu erzählen. Das Unglück begann mit dem neuen Wagen, zuerst fuhren sie gemeinsam an Orte, wo viele Menschen zusammenkamen, wo eine Sensation zu erwarten war. Dann wollte er allein ausfahren und kam erst anderntags zurück. Begründete seine Abwesenheit mit Ausreden, die leicht zu durchschauen waren. Dann fragte er eifersüchtig, mit wem sie am Sonntag ausgegangen sei, ihr Mantel rieche auffällig nach Tingeltangel. Meist Mitte Monats plagten sie schon Geldnöte. Sie musste von ihrem Sparheft abheben. Das Geld wieder zurückzugeben vergass er, oder wenn sie ihn daran erinnerte, bekam er Wutausbrüche.

Nach langem, geduldigen Zuhören bettete Rolfi ihre Freundin in den Liegestuhl, deckte sie mit ihrem Mantel zu und sagte: «Jetzt gebe ich dir noch eine Schlafpille, dann kannst du für eine Nacht dein Elend vergessen. Bei Tag sieht es wieder anders aus. Jetzt gib mir noch deine Autoschlüssel und sag mir, wie man den Jaguar schaltet und wo die Handbremse ist. Dann fahre ich ihn zurück in die Stadt. Ich will nicht, dass dich die Polizei hier aufstöbert und wegen dem gestohlenen Wagen verhaftet.» Mit einem Sprung stand Isabell auf den Beinen und wehrte sich: «Der Wagen kommt nicht zurück. Das ist ja noch das Einzige, was ich gegen ihn in Händen habe. Damit will ich ihn zwingen.»

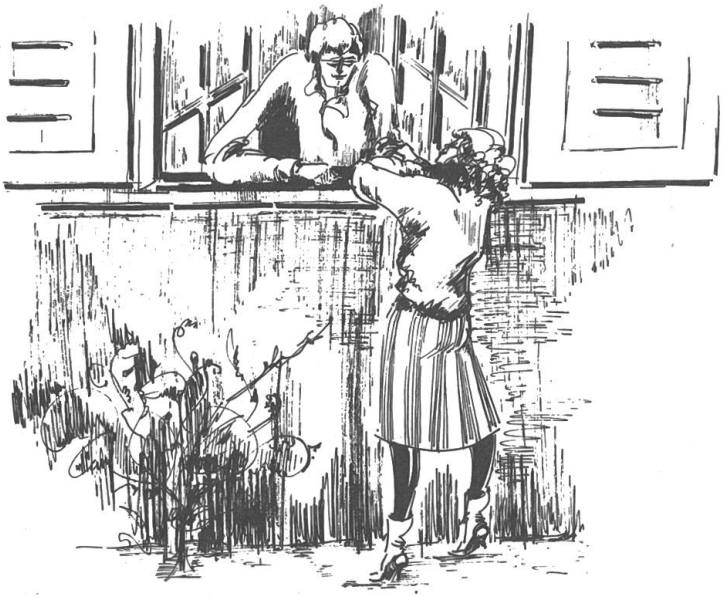
Rolfi aber behielt kühlen Kopf: «Ist der Wagen auf deinen Namen eingetragen? Kannst du es beweisen, mit Quittungen beweisen, dass du ihn bezahlt hast? Du hast vor dem Gesetz keinen Anspruch auf diesen Jaguar. Du hast ihn rechtlich gestohlen und wirst entsprechend bestraft. Da nützen keine geballten Fäuste und keine Tränen. Sei vernünftig und zeige mir, wie man mit dem Koloss umgehen kann.» Nach langem Bereden, da sie in allen Gliedern Schmerzen verspürte und entsetzlich müde war, nestelte Isabell aus ihrer Handtasche die Schlüssel heraus, ging mit Rolfi zum Wagen und erklärte ihr, wie er zu bedienen sei.

Mit dem gestohlenen Auto durch rabenschwarze Nacht

Der Sturm tobte auf dem See, warf Wellenspritzer über die Mauer. Rabenschwarze Nacht hüllte die ächzenden Bäume ein, als Rolfi mit dem schweren Wagen vorsichtig dem See entlang fuhr und dann in die breite Strasse einschwenkte. Kaum hatte sie sich ein wenig zurechtgefunden, überfiel sie das Gefühl einer entsetzlichen Einsamkeit. Die Strasse war menschenleer. Wer wollte schon bei diesem Sturmwetter das Haus verlassen. Es schien ihr, als ob hinter jedem Baum, jedem Stein, jedem Signal Gefahren drohten. Wenn sie nur den Vater mitgenommen hätte. Der aber hätte für ein solches Abenteuer keinen Finger gerührt. Dann kam ihr der Gedanke umzukehren und Toni, den Lehrbub zu wecken. Aber sie verwarf diese Idee sofort. Isabell hätte erwachen

und hören können, wenn sie mit dem Wagen vorgefahren wäre. Bedrückt und niedergeschlagen fuhr sie weiter, musste höllisch aufpassen, um keinen Fehlgriff zu tun. Immer noch tobte der Sturm, konnte aber dem schweren Wagen nicht beikommen. Sie fühlte sich nach und nach etwas sicherer. Er gehorchte auf die winzigste Bewegung. Warum nicht diese Fahrt in dem kraftvollen Wagen geniessen? Ihre Gedanken schweiften ab. Hatte nicht die Mutter im «Luegis» gesagt, dass Arnold bei seiner Tante wohne. Diese Tante und ihr schönes Haus war ihr wohlbekannt. Sie war schon oft bei ihr zu Besuch gewesen, hatte ihr im Garten geholfen und einmal bei der Frühlingsputzete. Ob Arnold wohl am Samstagabend daheim sei, fragte sie sich. Von nun an half ihr ein gutes Gefühl, den Wagen zu bemeistern. Sie achtete nur noch darauf, den kürzesten Weg zu dem grossen Haus zu finden. Ungeduldig und gespannt schwenkte sie von der Hauptstrasse ab und fuhr zwischen den Sträuchern und Gärten langsam dahin.

Sie sah Licht hinter schweren, dunkelroten Vorhängen, stellte den Wagen an den Strassenrand und ging vorsichtig zu dem schmiedeisernen Gartentor. Laut quitschend liess es sich öffnen. Rolfi überlegte, ob sie an der Türe läuten sollte, sah, dass ein Spalt breit die Vorhänge offen gelassen wurden, trat zu den Fenstern hin und versuchte, auf den Zehenspitzen stehend, Einblick in das Zimmer zu erhaschen. Sie sah einen Mann am Tisch sitzen, die Pfeife im Mund, über ein weisses Papier gebeugt. Den breiten Rücken und die braunen Haare kannte sie zu gut, als dass sie sich irren konnte. Sie klopfte ans Fenster. Die Gestalt rührte sich nicht. Sie klopfte stärker. Der Mann hob den Kopf, schaute umher und erhob sich. Dann verdeckten ihn die Vorhänge. Das Fenster nebenan wurde aufgemacht. «Was ist los? Ist jemand da?» hörte das Mädchen eine barsche Stimme. «Lass mich hinein», flüsterte Rolfi, «ich muss mit dir reden.» Verwundert, aber mit verhaltener Stimme sagte Arnold: «Rolfi, du hier, in schwarzer, stürmischer Nacht und willst bei mir fensterlen? Ich komme gleich.» Und tatsächlich, nach kurzer Zeit stand er an der Haustüre, hemdärmlig und auf blossen Füssen: «Komm schnell, es ist kalt», damit zog er das Mädchen ins Haus und in sein Zimmer, «jetzt steht mir aber der Verstand still. Du bei diesem Hudelwetter klopfst an mein Fenster. Woher weisst du überhaupt, dass ich hier wohne?» Rolfi schaute sich in dem Salon um und lachte: «Das hat mir deine liebe Frau Mutter höchst persönlich und im Vertrauen verraten. Und weil sie mir beschrieben hat, wie fürstlich du eingerichtet bist, wollte ich das mit eigenen Augen betrachten können. Untertags bist du ja nie anzutreffen, dann komme ich eben nachts.»



«Lass mich hinein», flüsterte Rolfi, «ich muss mit dir reden.»

In der Freude, ihn wirklich gefunden zu haben, vergass Rolfi das zerschundene Mädchen auf dem Liegestuhl, die gefährliche Fahrt hierher und auch den gestohlenen blauen Wagen. «Wie fühlst du dich in diesem Prunk, Arnold, so verwöhnt, denkst du natürlich nicht mehr an das vom Unglück verfolgte Mädchen, das Tag und Nacht von dir träumt, schreibst ihm keinen Brief und gönnst ihm auch nicht ein Telefon.» «Warum vom Unglück verfolgt?» fragte er erstaunt. «Das will ich dir augenblicklich erklären, nur lass mir zuerst Zeit, mich bei dir einwenig umzusehen, den Rauch deiner Pfeiffe zu beschnuppern und dir einen schönen guten Abend zu wünschen. Wie ich sehe, bist du fleissig auch über den Feierabend hinaus und an deinem freien Tag. Ich schätze arbeitsfreudige Männer überaus.»

«Das ist gut und schön», bemerkte er trocken, «aber du sagst mir nicht, warum du mitten in der Nacht hereingeschneit kommst, das möchte ich wissen.» Mit leicht beleidigter Miene, aber mit einem Anflug von Schalk, meinte Rolfi: «Du magst mir also nicht gönnen, dass ich einige Minuten unbeschwert bei dir sein kann. Eh nun, wie du willst. Du musst nämlich in das Hudelwetter hinaus, mit mir in die Stadt fahren, das Risiko auf dich nehmen, dass du als Autodieb eingesperrt wirst und dann noch ein Auto auftreiben, das mich nach Hause bringt, denn dort wartet ein furchtbar zugerichtetes Fräulein auf mich.» Arnold lehnte sich in seinem Stuhl zurück, steckte die Fäuste in die Hosentaschen und sagte: «Und sonst nichts?»

Rolfi begann zu erklären. Schilderte die Not und die Gefahr, in der sich ihre Freundin befinde. Worauf Arnold die Frage einschaltete: «Und warum ausgerechnet ich?» «Weil ich einen Mann brauche, der wirklich ein Mann ist», entgegnete das Mädchen, das sich in eine Hitze hineingeredet hatte, «und weil ich weiss, dass du mich nicht im Stich lassen wirst, wenn ich dich in solcher Not um deine Hilfe bitte. Arnold, du wirst jetzt, wenn auch ungern, in deine Schuhe schlüpfen, ein sauberes Hemd anziehen. Ich schaue unterdessen sittsam in die Ecke. Wirst deinen Mantel anziehen und zwei vom Schicksal geschlagenen Frauen aus dem Dreck helfen. Ich wüsste sonst auf der ganzen weiten Welt keinen Menschen, der dies für mich tun würde.» Arnold stopfte gemächlich die Pfeife. Auf seinem Gesicht war nicht abzulesen, ob er bereits einen Entschluss gefasst hatte oder ob er nach Ausreden suchte. Rolfi gewahrte plötzlich, dass sich in ihrem Körper eine schwere Müdigkeit ausbreitete, sie war erschöpft und dem Weinen nahe. Am liebsten hätte sie sich auf Arnolds Bett ausgestreckt, um alles zu vergessen und zu schlafen. Nochmals schaute er in das kummervolle Gesicht des Mädchens, das mit seinen halb zugefallenen Augen rührend anzusehen war, gab sich einen Ruck, trat vor den Kleiderschrank und begann sich umzuziehen. Beim Hineinschlüpfen in das Hemd und beim Binden der Cravatte kam ihm die Pfeife in die Quere, er behielt sie aber zwischen den Zähnen, bis er seine Hände dem Mädchen auf die beiden Schultern legte: «Komm, wir gehen!» Rolfi erwachte aus seinem Halbschlummer, schaute auf und zurückgelehnt in das energische Gesicht Arnolds, dann griff es nach seinen Händen und sagte: «Ich danke dir. Ich danke dir von ganzem Herzen. Ich werde dir immer dafür dankbar sein.»

So gingen sie in den Sturm hinaus, der die Bäume bog und die Sträucher schüttelte und achteten nicht darauf, wie sich im oberen Stock die Vorhänge bewegten, zu denen der Wind keinen Zutritt hatte.

Sie fuhren den Wagen in die Strasse vor Isabells Wohnung, fanden eine Parklücke, in die sie mühelos einschwenken konnten, schlossen den protzigen Jaguar ab und schritten Arm in Arm gegen die Innenstadt und gingen dort in ein hellerleuchtetes Restaurant, um sich etwas zu erfrischen und zu telefonieren. Denn Arnold wollte einen Freund anrufen, der sie zu so später Stunde noch durch die wilde Nacht heimfahren sollte.

Um diese Zeit waren nicht mehr viele Tische besetzt. Rolfi sass allein in einer stillen Ecke, spielte mit dem Kaffeelöffeli und war glücklich, dass das Abenteuer gut abgelaufen war. Bis Arnold aus der Telefonkabine zurückkam, hatte sie genügend Zeit nachzudenken, was alles hätte geschehen können, wenn sie von der Polizei angehalten worden wären. Ohne Führerschein, ohne Fahrzeugausweis hätten sie wohl die Nacht in einer Gefängniszelle verbringen müssen. Plötzlich stand Arnold vor ihr und verscheuchte diesen bösen Traum. «Fredy kommt mit seinem Auto und holt uns

Das Allwegschwinget zieht jedes Jahr eine grosse Schar von Begeisterten an.
In Reih und Glied sind oben die Zuschauer, unten ihre Autos.

hier ab, er muss nur noch schnell in die Hosen schlüpfen», sagte Arnold fröhlich, «das wird eine schöne Fahrt, wenn uns der Sturm nicht von der Strasse fortbläst. Wäre doch ungemütlich geworden, wenn wir als Verbrecher-Ehepaar ertappt worden wären.» Rolfi meinte lachend: «Das Ehepaar würde ich noch gelten lassen, aber mit Verbrechern habe ich schon lieber nichts zu tun», und schnell das Thema wechselnd, «du Arnold, warum lernst du französisch? Ich habe auf deinem Tisch eine Grammatik und ein Wörterbuch gesehen.» «Wenn dich das interessiert, warum soll ich dir das verheimlichen. Ich will wieder in die Schule gehen und zwar nach Paris. Herr To», und sich rasch korrigierend, fuhr er fort, «ein guter Freund hat mir zur Fortbildung geraten und mir eine vortreffliche Schule in Paris angegeben, ich bin dort schon angemeldet.»

Mit Wehmut in der Stimme fragte Rolfi: «Dann gehst du also für längere Zeit fort?» Die Antwort war nicht eben tröstlich: «Für ein Jahr vielleicht oder zwei. Es kommt darauf an, wie ich mich dabei anstelle. Vielleicht bin ich zu dumm für die anspruchsvolle Graphik.» Nach längerem Schweigen zögerte das Mädchen: «Soll ich nun darum beten, dass du von Dummheit geschlagen wirst, oder soll ich den Heiligen Geist bitten, dir zu helfen, dass du in einem halben Jahr schon wieder zurückkommen kannst.» «Ich glaube,» überlegte sich Arnold, «in Paris ist es noch ganz angenehm zu studieren. Warum so eilig, ich habe Zeit, ich bin jung.» «Und an die Menschen daheim, die sich nach dir sehnen», Rolfi begleitete diese Worte mit einem traurigen Blick, «an diese Menschen verschwendest du keinen Gedanken?» Er trank seinen Kaffee aus, lehnte sich zurück und sagte mit einem leichten Hohn in der Stimme: «Wer soll schon auf mich plangen. Vielleicht Carlo, der Bub, der jedesmal an mir hochspringt, wenn ich heimkomme. Fräulein! Ich möchte zahlen! Wir müssen bereit sein, wenn Fredy mit dem Auto kommt.»

Während das Fräulein einkassierte, war er nicht ansprechbar und darnach war Rolfi die Lust vergangen, ihm eine träfe Antwort zu geben.

Der Chauffeur kam und wurde mit den Worten vorgestellt: «Ist ein bewährter alter Freund von mir und seines Zeichens eidgenössisch diplomierter Krankenpfleger, er wird uns sanft und sachte heimfahren.» Beim Einsteigen fragte er: «Soll ich zuerst dich heimbringen? Ich kann mir vorstellen, dass es noch recht angenehm werden könnte, mit dem hübschen Fräulein allein durch die tolle Nacht zu gleiten.» Arnold zögerte mit der Antwort, dann sprach er entschlossen: «Fahr mich zuerst zurück. Ich will dir das Vergnügen nicht stehlen.»

Die Strassenbeleuchtung war dürftig und die Enttäuschung auf Rolfis Gesicht nicht zu sehen. Schweigsam sass sie neben Arnold. Das Gespräch beschränkte sich auf einige herzliche Dankesworte für seine Hilfsbereitschaft. Vor dem Aussteigen liess Arnold seine Hand über Rolfis Wange gleiten und begleitete diese spärliche Zärtlichkeit mit den Worten: «Musst nicht traurig sein. Ich habe morgen früh eine heikle Arbeit vor. Ich kann dich auch so lieb haben.» Er trat in den Regen hinaus und beeilte sich, um nicht nass zu werden. Rolfi setzte sich neben den Chauffeur und fragte nach einiger Zeit: «Möchten Sie möglichst schnell wieder heimfahren, oder darf ich Sie kurz zu einem Kaffee einladen?» «Warum nicht», entgegnete er, «ich muss oft in der Nacht aufstehen. Wenn ich dann einmal munter bin, kommt es mir auf eine Stunde mehr oder weniger auch nicht an.»

Rolfi war nämlich ein Gedanke durch den Kopf gefahren, dass über dieser Unglücksnacht doch ein guter Stern leuchte. Sie dachte an die geschlagene Isabell, die im Büro auf dem Liegestuhl wartete. Ihr zerschlagener Körper und ihr Gesicht könnten vielleicht die kundige Hand eines Krankenpflegers brauchen. Nach der vorsichtigen Einleitung, er sei ja vermutlich beruflich an Diskretion gebunden. Bei ihr im Büro befinde sich nämlich eine Frauensperson in sehr üblem Zustand, wahrscheinlich seien die roten Flecken im Gesicht inzwischen blau geworden. Sie möchte ihn fragen, wie man mit bescheidenen Hausmitteln solche Spuren der Gewalttätigkeit behandeln könne. Am Sonntag seien die Geschäfte geschlossen und weitum keine Apotheke vorhanden. Arnolds Freund, der trotz Regen und Finsternis nachlässig am Steuer sass, war nicht sehr begeistert ob der Aussicht, in dieser Nacht noch Samariterdienste zu leisten. Da ihm aber Rolfi gefiel und auf so nette Art die Umstände erklärte, begann er Interesse daran zu bekunden.

Sie kamen vor dem Büro der Schreinerei an, das im Dunkeln lag, traten ein, machten Licht und sahen eine unruhig schlafende Isabell mit einem blauen, zugeschwollenen Auge, mit aufgesprungenen Lippen, die beim Erwachen bei jeder Bewegung innehielt und stöhnte. Da war wirklich der Krankenpfleger am richtigen Platz.

Er war hilfsbereit, nahm sich kaum Zeit den Kaffee zu schlürfen, machte Umschläge und half die Patientin möglichst lautlos in Rolfis Zimmer hinauf und in ihr Bett zu bringen. Er befürchtete auch, dass die Schmerzen in der Brust, die von gebrochenen Rippen herkommen könnten, vom Arzt zu untersuchen sei. Als Rolfi mit dem fremden Mann aus ihrem Zimmer kam und versuchte,so leise wie nur möglich, die Stiege hinunterzugelangen, stand die Mutter, empörten Antlitzes, den Schlafrock eng um die Taille gegürtet, im Flur. Rolfi trat auf sie zu, strich ihr sanft über die Stirne und flüsterte: «Mutter, geh schlafen und träum süss. Am Morgen musst du gut bei Kräften sein. In meinem Zimmer wartet viel Arbeit auf dich.»

Frau Theres nahm den jungen Mann, der auf der Treppe stehen geblieben war, scharf ins Auge, schritt aber gehorsam, ohne ein Wort, auf die Kammertüre zu. Und wieder musste Rolfi einen jungen Mann mit herzlichem Danken verabschieden, bevor sie sich todmüde auf dem Liegestuhl im Büro ausstrecken konnte.

Wie die Fahnen flattern und die Raketen knallen

Carlo war eifrig an der Arbeit, vor dem Brenngaden einen Schneemann zu bauen. Herr Tomaso, der nur bei seinem Gang durch den Schnee die Krücken benötigte, sah ihm vom Fenster aus zu und sagte ihm, wie er die Steine als Augen in den Kopf einsetzen soll. Unterdessen schritt ein Mann vom Wald her

Aus der halben Schweiz kommen Leute ans Gestade im Unterfeld zwischen Buochs und Beckenried um sich zu erholen.

auf den Brenngaden zu, trat um die Ecke und stand plötzlich vor dem Bub. Dieser freundliche Mann rühmte den Schneemann und half dem Buben, den abgefallenden Arm wieder anzusetzen. Dabei stellte er einige Fragen: «Wer hat eigentlich diesen Gaden vermietet?» «Die Mutter!» «Wie lange schon?» «Das weiss ich nicht.» «Der Herr, der darin wohnt, wird wohl einen rechten Batzen dafür bezahlen?» «Das kann ich nicht sagen.» «Ist wohl ein Ausländer und hat mächtig Geld.» Jetzt wurde Carlo misstrauisch. «Da müsst Ihr schon im Haus drüben fragen.» «Du musst wissen, kleiner Bub, ich bin der Spengler. Ich habe die schönen kupfernen Dachkennel gemacht und immer noch kein Geld bekommen, oder doch zu wenig. Du musste mir Antwort geben.» «Bäääh!» machte Carlo, und rannte mit flinken Beinen über den Schnee ins Haus hinüber. Der Mann wandte sich dem Gaden zu, klopfte und rüttelte an der Türe, vernahm aber keinen Laut und keine Schritte. Schliesslich schritt er wieder dem Wald zu und ging davon.

Gewichtiger als der Spengler waren die zwei Herren mit Mappen unter dem Arm, die im Frühling daherkamen. Sie gingen nicht durch den Wald. Sie fuhren mit einem dunkelgrünen Wagen im «Luegis» vor. Carlo wurde im Geheimen von der Mutter auf die Seite genommen und beauftragt Herrn Tomaso aufzufordern, schleunigst im Wald zu verschwinden. Diese Herren wollten eine Bestandesaufnahme machen von dem, was im Brenngaden fest mit dem Bau verbunden und was beweglich war. Sie kamen im Auftrag einer Bank, die in die Hinterlassenschaft des Architekten Ordnung bringen wolle. Da sie in des Künstlers Stube die angenehme Wärme spürten und den zarten Rauch von Tomasos Zigaretten rochen, notierten sie in ihre Listen: «Bewohnt», und dann «Mietzins» mit Fragezeichen. Sie wollten wissen, seit wann der Gaden als Wohnung benützt würde und mit welchem Recht. Frau Barbara meinte: «Ein solcher Bau leidet doch nur, wenn er nicht geheizt wird, das Täfer geht aus dem Leim, so schönes Holz, wie dafür verwen-

det wurde, das wäre doch ein Jammer.» Aber diesen Herren machte das Gerede der Mutter keinen Eindruck. Sie stiefelten und schnüffelten überall herum, guckten in jeden Kasten und jeden Schrein, taten ungemein wichtig und gaben keinen weiteren Bescheid. Peter, da er spät abends nach Hause kam und davon hört, fluchte alle Zeichen und wollte wissen, von welcher Bank diese Herren geschickt worden seien.

Überhaupt schien das Interesse am Brenngaden alle Welt zu bewegen. Zum hundertsten Mal brummte der starke Melk: «Ich habe immer gesagt, du sollst ihn nicht vermieten!» Und Frau Barbara meinte zum hunderteinten Mal: «Wenn doch so viel Geld verloren geht, das ist noch die einzige Einnahme, die daraus herausspringt.»

Arnold beteiligte sich grundsätzlich nicht an solchen Diskussionen. Seitdem er bei der Tante wohnte, war er im «Luegis» wenig mehr zu sehen, weil er abends, wenn er zu Tomaso kam, mit seinem Töffli durch den Wald fuhr und meist zu später Stunde auf dem selben Weg wieder verschwand.

In der Schreinerei am See herrschte Hochbetrieb. Mariann wollte ein Seenachtsfest abhalten, hatte aus dem ersparten Geld Feuerwerk gekauft und alle ihre Freunde, Freundinnen und Schulkameraden eingeladen. Toni, der Lehrbub konnte abends nicht mehr den Finkenstrich nehmen. Er wurde von Mariann zu Vorbereitungsarbeiten kommandiert. Das Unglück auf dem See hatte ihn bedenklicher gemacht. Seitdem Rolfi beim Rektor der Gewerbeschule vorgesprochen und für diesen Lausbub ein gutes Wort eingelegt hatte, und seitdem sein Freund René von der Bildfläche verschwunden war und mit ihm auch ein ganzes Paket kommunistischer Literatur, war er fleissiger und kanntsamer geworden. Er wurde auch wieder dienstbereit und half der Mutter in der Waschküche, spannte frühmorgens das Seil, an dem dann die Hemden und Hosen munter im Seewind flatterten.

Vater Isidor war sonst für Festlichkeiten nicht leicht zu begeistern, wollte aber gerne an diesem Abend allen Leuten zeigen, dass er wieder gut bei Kräften und in seiner Schreinerei Betrieb sei. Der Nauen wurde im See, ein Stück vom Ufer weg verankert, mit Girlanden verziert und sollte dann nach dem Feuerwerk ans Ufer geholt und als Festwirtschaft mit Musik einer fröhlichen Gesellschaft als Restaurant dienen. Im Geheimen war auch vorgesehen, bei gutem Wetter dem Ufer nach bis vor das Dorf zu fahren, um den Leuten zu zeigen, dass nun wieder Frohsinn und Heiterkeit in der Schreinerei ihren Platz gefunden haben.

Am Nachmittag wurden Bier- und Sprudelwasserflaschen auf den Nauen geladen, Tannenbäume aufgerichtet und geschmückt, Tische und Bänke aufgestellt. Ein erfahrener Feuerwerker wurde herbestellt, der die Brennkörper sortierte und den spektakulären Ablauf der Produktionen plante. Mutter Theres verzappelte fast vor Angst um das Gelingen, wollte aber ihrem Töchterchen die Freude nicht nehmen, verbarg ihre sieben Nöte hinter einer gespielten Lustigkeit. Vater Isidor prüfte alle Vorkehrungen auf ihre Solidität, ob sie auch einem aufkommenden Wind standhalten würden. Kessel mit Wasser für die Würste wurden aufs Feuer gestellt, Eis für die Flaschen zertrümmert. Und dann erschienen schon die ersten Gäste.

Mariann, als Gastgeberin, hatte ein nigelnagelneues Kleid angezogen, einen Kranz von Blumen ins Haar gesteckt und sah in ihrem bunten, weiten Rock wie eine Märchenfee aus. Rolfi hatte Isabell telefoniert: «Komm doch. Das bringt dich auf andere Gedanken. Ich finde schon einen Chauffeur, der dich heimführt.» Arnold war eingeladen und die Schreinerkollegen rings um den See. Bald war der kleine Parkplatz gefüllt. Die Autos mussten in der Matte aufgereiht werden. Alle Fenster im Haus und in der Schreinerei waren schon früh am Abend hell beleuchtet. Handorgel, Klarinett und Bassgeige probten die ersten Weisen. Bei gutem Getränk, Brot und Speck wurde auf das Hereinbrechen der Dunkelheit gewartet und lange vor dem zischenden, krachenden und sprühenden Ereignis herrschte frohe Stimmung und heitere Geselligkeit.

Viele Leute fanden keinen Platz. Sie setzten sich ins Gras und schauten den steigenden Raketen zu, die bunte Sterne in den dunklen Himmel warfen, den Funken, die wie ein überquellender Brunnen wallend zu Boden tanzten, dem glühenden Rad, das sich wie ein Kreisel drehte, fauchte und sprühte. Mariann konnte mit dieser Gala-Vorstellung ein begeistertes Lob einheimsen.

Der Pulverdampf und Rauch wurde von einem sanften Wind davongetragen. Der Nauen näherte sich, wurde am Leist festgebunden. Die bunten Flaggen am Ufer flatterten. Das junge Volk drängte sich lachend und scherzend auf den Steg. Ein würdiger Mann unter den Kollegen, als langjähriges Vorstandsmitglied des Verbandes sehr geschätzt, war mit seinem Sohn von ennet dem See im rassigen Motorboot angekommen. Auch sie wurden von der Menge über den Steg gestossen, mussten an einem Tisch Platz suchen. Arnold sah, dass Rolfi und her zu rennen, sondern jetzt zwischen ihm und seinem Sohn für einen Moment Platz zu nehmen. Zuerst widerstrebend, dann freundlich lächelnd gehorchte es, stieg über die Bank und liess sich zwischen die beiden Männer zwängen. Arnold sah auch Isabell, die ihr ernstes Gesicht mit einer amüsierten Miene vertauscht hatte, sich gerne vom kühlen Bier erfrischen liess und mit den fröhlichen jungen Männern ringsum lachte und plauderte. Bis in die Mitte des Sees fuhr der Nauen. Im Dorf und in den darüberliegenden Gehöften ver-

Mit der Heimkehr ans Ufer war das Fest noch nicht abgeschlossen.

all den Rufen nach Tranksame und Knackwürsten nicht nachkommen konnte, stand auf und begab sich zum Bierfass, um den Hahnen zu bedienen.

Der Nauen schwankte, da er mit der fröhlichen Gesellschaft in den See hinausschwenkte. Die Musik spielte einen rassigen Ländler, Mariann mit ihrem Blunenkranz stand am Steuer und freute sich unbändig an dem gelungenen Fest. Ein Lied wurde angestimmt. Ein zweites folgte. So vernahm das Dorf vom langsam vorbeigleitenden Nauen, dass Isidors Seenachtsfest eine grosse Schar festfröhlicher Leute zusammengebracht hatte.

Arnold konnte von seinem Platz beim Bierfass aus die ganze Gesellschaft überblicken. Ihm entging auch nicht, dass der angesehene Schreinermeister Rolfis Arm erfasste und das Mädchen zu sich zog, es überredete, nicht hin schwanden nach und nach die Lichter. Die Nacht hatte den Abend verschlungen.

Die Heimkehr ans Ufer vermochte das Fest noch nicht abzuschliessen. Wohl kehrten die Gäste heim, die mit Booten gekommen waren, aber von den jungen Leuten aus der Umgebung, setzten sich noch viele an die Tische, die vom Nauen auf die Matte getragen wurden. Rolfi sah, dass Arnold um die Ecke der Schreinerei schlich und eilte ihm behenden Fusses nach. «Willst du schon gehen, jetzt, da es am schönsten wird?» fragte sie ängstlich. Arnold hatte breits die Lenkstange seines Töfflis ergriffen und sagt: «Ich muss am morgen früh auf, ich fahre nach Paris.» «Jesses Gott», wie ein Schrei kamen diese Worte über des Mädchens Lippen, «du verdirbst mir die ganze Freude.» «Nein, das will ich nicht», sagte er in seiner trockenen Art, «du wirst begreifen,

wenn ich schon vor fünf Uhr wegfahren muss.» «Ach, du kannst doch im Zug stundenlang schlafen, geh nicht jetzt schon», flehte sie. «Du bist ja nicht zu bedauern» gab er zurück, «ich habe gesehen, du hast dich mit den jungen Leuten sehr angeregt unterhalten, hauptsächlich mit dem Schreinerssohn.» «Du meinst Pankraz», entgegnete Rolfi, «das ist ein alter Bekannter, den kenne ich vom Verband her» und schnippisch fügte sie bei, «ist ein liebenswürdiger und anständiger Mann und immer ein wenig verliebt in mich.»

«Also auf Wiedersehen» sprach er trotzig, «ich werde dir schreiben, wie es mir geht. Bleib so wie du bist, Rolfi.» Mit einem kräftigen Tritt brachte er den Motor zum Schnurren, legte die Hand auf des Mädchens Scheitel mit den Worten: «Weiss der Himmel, was uns die Zukunft bringt. Ich hab dich immer lieb gehabt! Tschau.» Dann fuhr er in die Nacht hinaus, liess das Mädchen im Dunkeln stehen, das sich ans Herz griff und stammelte: «Für ein ganzes, langes Jahr oder zwei.» Und Tränen rannen ihm die Wangen hinab.

Zuletzt sassen nur noch einige junge Burschen an den Tischen, die ein wenig zu viel Bier getrunken hatten und zwei, die miteinander in Streit geraten waren. Mariann in ihrer kecken Art, setzte sich zu den beiden Streithähnen auf die Bank und sagte: «Bei uns wird nicht gezankt. Dort führt der Weg durch den Wald bis aufs Känzeli hinauf, nur etwa einen halben Kilometer, aber stotzig. Dort oben könnt ihr weiterkämpfen.» «Eh, eh, nur nicht so frech!», brüllte der eine, «wir lassen uns nicht herumkommandieren.» Mariann lachte ihnen ins Gesicht: «Und wenn ich sage, hier ist kein Schwingplatz. Dann ist es mir ernst. Ich muss nur zum Haus hinübergehen und die Türe dort aufmachen, dann kommt unser Schäferhund heraus, der beisst euch in die Beine. Mit besonderem Vergnügen kaut er Fetzen aus zerrissenen Hosen.» «Aufs Känzeli, da leg ich mich lieber ins Gras», sagte der Kleinere, glitt von der Bank und legte sich längelang hin. Da Mariann wieder einmal in der Nähe vorbeiging, war der eine verschwunden und der andere schnarchte fast ohne Pause.

Unter den Freunden des Hauses, die zupackten und beim Aufräumen halfen, befand sich auch Isabell. Ihr schwarzer Haarschopf tauchte im Keller und in der Küche auf, war auf dem Nauen zu sehen beim Einpacken der Girlanden und am Abwaschtrog. Mit beschwingten Schritten huschte sie umher. Rolfi hatte vergessen, für ihre Freundin einen Chauffeur aufzubieten. «Ich bleibe da», sagte sie zu Rolfi, «ich habe mir für morgen frei genommen, will einen schönen, sorgenfreien Tag bei dir geniessen. Wenn du nichts dagegen hast, nehme ich einen Liegestuhl in dein Büro, sonst schlafe ich unter Busch und Baum.»

Erst am Nachmittag wurden die Maschinen in der Schreinerei in Bewegung gesetzt und erst gegen Abend fand Rolfi Zeit, sich neben Isabell ins Gras zu setzen und über das Spiel der sanften Wellen hinweg in den See hinauszuschauen. «Bei dir ist es herrlich, ich geniesse die Ruhe und den Freiden», begeisterte sich das Mädchen, «bei mir sausen die Autos vorbei, die Lastwagen rumpeln. Ich wohne an einer Durchgangsstrasse, das dröhnt und quitscht Tag und Nacht. Nebenan gröhlt der Fernseher, auf der andern Seite sitzt ein Rock- and Roll-Fanatiker vor dem Radio, und hier fühle ich mich wie im Himmel. Und was machst du eigentlich? Wir haben uns lange nicht gesehen.» «Ich arbeite und bin zufrieden», sagte Rolfi mit einem Anflug von Wehmut in der Stimme; «Jeder Tag bringt sein Quentchen Freude, sein Körbchen Kummer und sorgt dafür, dass es mir nie langweilig wird.»

Hängst du immer noch an deinem Arnold», fragte Isabell. «Du kannst das wohl nicht begreifen», begann Rolfi sinnend, «wir sind zwei so verschiedene Naturen. Dabei bin ich nicht einmal seiner Freundschaft sicher. Aber wenn ich in seiner Nähe bin, dann fühle ich mich glücklich, wie bei keinem andern Menschen. Ich glaube, er müsste sterben, bevor ich einen andern wirklich lieb haben könnte.» «Und das ist bei dir schon seit Jahren so?» fragte Isabell. «Seit der Schulzeit. Er war mein bester Kamerad. Der Mutigste, wenn es galt, einen Streich auszuhecken, der Zuverlässigste, wenn wir in der Patsche sassen», erzählte Rolfi. «Und jetzt, was machst du» fragte die Freundin. Die Antwort kam zögernd aber bestimmt: «Ich warte!» und nach längerem Schweigen: «Und du, wie geht es dir jetzt?» «Das ist bald gesagt», leitete Isabell ihre Antwort ein und überschüttete die Freundin mit einer Flut von Worten, «mir geht es schlecht. Ich wohne in einem Zimmer im fünften Stock ohne Lift. Es ist so schwer,

Am 19. Dezember 1963 hat die Luzern-Stans-Engelberg-Bahn ihren Betrieb aufgenommen. Seit 20 Jahren erfüllt sie eine, für die Volkswirtschaft Nidwaldens und der Talschaft Engelberg äusserst wichtige Aufgabe.

ein billiges Zimmer zu bekommen, ein Rechaud und zwei Pfannen in der Ecke, das ist meine Küche. Ich habe die Dummheit begangen, bei einer Kredit-Bank ein Darlehen aufzunehmen, Marcel das Auto zu retten. Nicht einmal die Kleider hat er mir gelassen. Der Rechtsberater hat immer von Quittungen gesprochen. Dabei hat Marcel meine Dokumentenmappe mit allen Belegen auf die Seite geschafft. Ich stand mit leeren Händen da und konnte nicht einmal beweisen, dass ich die Miete aus meinem Geld bezahlt habe. Nun werde ich von der Bank in die Zange genommen. Ich muss auf den Winter Kleider anschaffen. Ich kann doch nicht in Hudeln ins Büro kommen. Mein Chef beklagt sich, dass ich mich gehen lasse. Ein Monat ist schnell vorbei, dann droht die Bank wieder mit Betreibung. Bei mir gibt es doch nichts zu pfänden, ich besitze ja nichts als Schulden. Aber ich will heraus aus dem Dreck. Jede Woche komme ich dem Augenblick näher, da ich der Bank die Zunge herausstrecken kann, und das werde ich auch ergiebig tun.»

Rolfi wollte noch mehr erfahren, aber Isabell fuhr mit den Fingern durch die Haare und dann mit der Hand über die Augen und befreite sich mit einer energischen Bewegung von der Erinnerung: «Lass uns den schönen Tag nicht verdüstern. Hier empfinde ich ein Wohlgefühl, als ob ich glücklich wäre. Lass mich noch ein wenig unter dem Dach dieser grünen Blätter verweilen, das Plätschern der Wellen geniessen und den Frieden, der von dir ausstrahlt.»

Die Glatze auf Freiersfüssen

Mariannes Seenachtsfest war nicht nur ein grosser Mocken für die Ausgabenseite der Buchhaltung. Es trug auch seine Früchte. Aus dem Dorf und von Bauern am Berg kamen die Leute, um ein Möbel zu bestellen, einen Schrank oder gleich eine ganze Aussteuer. Der

Nachbar wollte ein Nussbaumtäfer in seiner Stube, der Drogist plante einen Anbau und fragte nach einem Kostenvoranschlag.

Auch am Steg war neues Leben zu bemerken. Pankraz, der Sohn des Verbandsgewaltigen band das schnittige Motorboot seines Vaters an die Pfähle. Er komme nur auf einen Schwick vorbei, weil der Abend so mild und verführerisch sei. Da er nicht mit den Witzen und Neckereien Marianns zufrieden war, kam an einem schönen Herbstabend das gewichtige Mitglied des Vorstandes höchst persönlich zu Besuch.

Er trug eine Seglermütze auf der Glatze und hatte ein Kistli holländische Zigarren unter den Arm geklemmt. Wurde auch dementsprechend empfangen und bewirtet. Französischer Wein aus dem Burgund wurde sorgfältig temperiert, Hasenbraten aufgetischt und ein Berg von Erdöpfelstock. Frau Theres liess sich nicht lumpen. Sie deckte für die Kinder und die Lehrbuben im Stubli, da die Männer wohl verschwiegene Angelegenheiten aus dem Schreinergewerbe zu besprechen hatten. Schwarzer Kaffee wurde in einer silbernen Kanne serviert, auch die Zuckerzange fehlte nicht. Für diesen Gast war nur das Beste gut genug.

Frau Theres konnte zu den Gesprächen, die mit dem Verband in Verbindung standen, nicht viel beitragen, aber der Gast wünschte, dass sie am Tisch sitzen bleibe. Er sagte, er schätze Isidors Frau sehr und wisse von der Unterstützung, die sie ihrem Gatten gewähre. Solche wohlgewählte und hübsch gedrechselte Worte gefielen der Hausfrau, sie ärgerte sich nur darüber, dass sie ihre schöne goldene Brosche vergessen hatte anzustecken, und dass ihr immer wieder eine Haarsträhne über das Ohr hinabfiel.

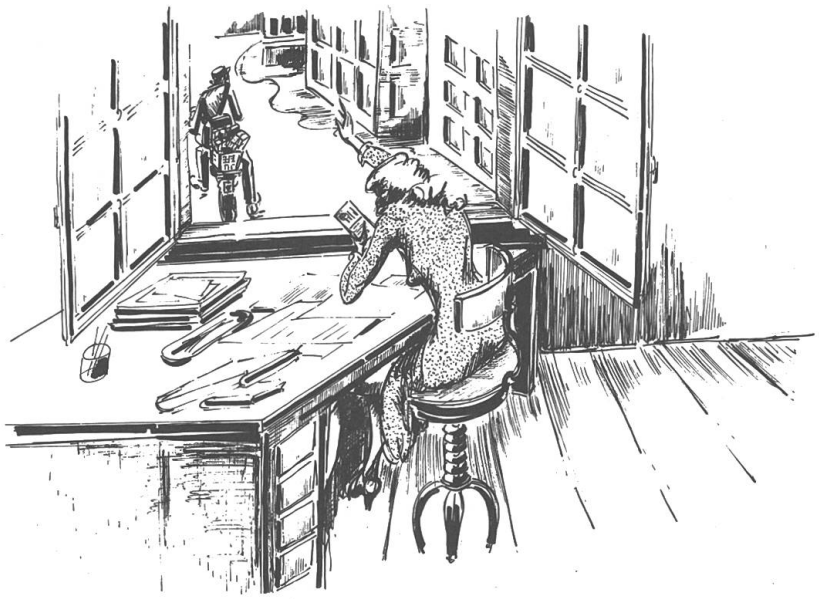
Die Dämmerung legte sich langsam auf den See. Der Gast schien keine Eile zu haben, trotzdem er noch mit seinem Boot über den See fahren musste. Er fühlte sich sehr gemütlich in seinem hochlehnigen Stuhl oben am Tisch. Frau Theres aber merkte, dass er noch ein besonderes Anliegen zurückhielt. Endlich aber, nachdem der Kaffee ausgetrunken und der Wein in neue Gläser eingeschenkt war, begann er zu sprechen: «Noch erinnere ich mich mit Freude an das Seenachtsfest, das ihr in so grosszügiger Weise zur Freude der ganzen Gegend durchgeführt habt. Wahrhaftig ein Ereignis, ich möchte fast sagen, eine Sensation für die Gäste und das ganze Dorf.» Isidor winkte bescheiden ab. Der würdige Herr liess sich aber nicht von der angefangenen Rede abbringen. «Bei diesem Fest und auf der prächtigen Nauenfahrt habe ich bemerkt, dass mein Sohn mit eurer Tochter sehr nett ins Gespräch gekommen ist und seither, dann und wann an eurem Steg gelandet ist. Ich habe das am Benzinstand des Bootes festgestellt. Ich will ihm nicht in seine privaten, ich möchte sagen, in seine Liebesangelegenheiten hineinreden und muss offen gestehen, dass auch ich an eurer Tochter Gefallen gefunden habe. Mein Sohn Pankraz ist beruflich sehr tüchtig, sparsam und fleissig, aber nicht wie seine Brüder, in privaten Angelegenheiten eher zurückhaltend. Er ist jetzt 32, ein Alter, in dem er wohl ans Heiraten denken darf. Ich habe für meine Familie vorgesorgt und denke, jedem ein ansehnliches Bündel Aktien und Obligationen zuteilen zu können. Ich möchte nur jetzt, da wir so gemütlich zusammensitzen, zum Ausdruck bringen, dass mir die Verbindung mit eurer Sippe recht, das heisst willkommen wäre. Isidor, du hast keinen Sohn. Die Zukunft deines Lebenswerkes ist somit sozusagen in Frage gestellt. Ich glaube, so wie ich auf dem Nauen das Einvernehmen eurer Tochter mit Pankraz beobachten konnte, wird es der beidseitigen Zuneigung nur förderlich sein, wenn ich euch meine Gesinnung und die Gedanken meiner Frau offen darlege.»

Diese lange Rede musste Isidor schon mit einem gehörigen Schluck hinunterspülen. Frau Theres hatte sich schneller erholt und fragte, zu allem Tun entflammt: «Soll ich Rolfi hereinrufen?» Der würdige Herr winkte ab und meinte: «ich kenne eure Tochter, sie hat schon oft an den Tagungen des Verbandes teilgenommen. Ich habe sie auch dort sehr schätzen gelernt. Sie ist mit Worten rasch bereit, ich möchte nicht sagen, voreilig, aber mit einer Antwort schnell zur Hand. Vielleicht ist sie auch ein wenig modern, es könnte unpassend erscheinen, wenn ich nach bewährter, alter Sitte für meinen Sohn um ihre Hand anhalte. Wir wollen diese Angelegenheit sorgfältig erwägen und auf eine gediegene Art zu gutem Ende führen.»

Sie redeten noch vom Holzeinkaufen, von den schwierigen Zeiten und den hohen Prei-

sen, dann erinnerte sich der Gast daran, dass er noch bis ennet den See fahren müsse, verabschiedete sich sehr freundlich von Isidor und sehr herzlich von Frau Theres. Auf dem Weg zum Leist sahen sie, dass im Büro noch Licht brannte und sich hinter dem Fenster ein blonder Lockenkopf bewegte. Noch standsicher und für einen Sechziger recht behend, sprang er ins Boot, liess den kräftigen Motor anspringen, setzte die Seglerkappe auf, sass hinter das Steuer und schwenkte das schaukelnde Boot sachte dem See zu.

trug sie auf die Post oder nahm sie mit, wenn er verreisen musste. Und doch klebte eines Morgens an der Aussenseite des Stubenfensters im Brenngaden ein Papierfetzen, auf dem in Druckbuchstaben die Worte standen: «Wir haben dich gefunden! Wir werden dich überall finden!» Mit Entsetzen las Tomaso diesen Drohbrief. Die Aussicht, in diesem Versteck einen friedlichen Winter zu verbringen, verflog. Mit Hilfe des Herrn Pfarrers suchte er einen Ort, wohin er flüchten konnte, verbrachte seine Nächte in Angst und bat den jungen



Der Briefträger bestieg sein Rad und rollte davon.

Eine Karte aus Paris

Nur eine Woche später hätte er nicht mehr so gemütlich über den See gleiten können. Nebel strichen den Bergen nach und kalte Winde. Wenn Pankraz herüber kam, wurde er von einem eisigen Regen begossen. Eine steife Kälte herrschte schon im Wintermonat, die auch dem Föhn nicht wich. Carlo im «Luegis» konnte schon früh im Estrich den Schlitten holen und mit ihm in die Mulde zum Brenngaden hinunter fahren, wenn er das Mittagessen für Herrn Tomaso brachte. Oft schon war den Leuten im «Luegis» diese Geheimnistuerei verleidet. Aber eines Morgens wurde offenbar, dass die Gefahr für den Künstler keineswegs gebannt war.

Die Briefe, die Herr Tomaso schrieb, mussten immer dem Pfarrer gebracht werden. Er

Melk als Wächter bei ihm zu nächtigen.

Unterdessen kümmerten sich auch die Herren von der Bank in der Stadt um den Brenngaden. In ihrem eigenen Interess und im Auftrag der Gläubiger mussten sie einen Überblick über die verworrenen Verhältnisse des unerreichbaren Architekten gewinnen. Sie kamen ins «Luegis», erkundigten sich beim starken Melk, wie viel er von dem Architekten zu fordern habe, ob die Rechnungen der Handwerksleute zu Recht bestünden und seit wann er den Brenngaden vermietet, beziehungsweise in Besitz genommen habe, denn sie hätten festgestellt, dass das Gebäude geheizt sei und abends und in der Nacht Licht brenne. Melk hätte am liebsten die beiden Mäppliherren am Krips genommen und sie an die kalte Luft befördert, sah aber ein, dass die Sache nicht nur mit seinen starken Armen zu Ende geführt

werden konnte. Er machte also gute Miene zum bösen Spiel und musste sich damit nicht beeilen, denn was einmal in den Händen von Finanzmännern und Advokaten ist, überdauert meist verschiedene Jahreszeiten.

Herr Tomaso fand nach langem Bemühen in Norwegen einen Unterschlupf. Er reiste so verschwiegen ab, wie er gekommen war. Damit verschwand auch die einzige Einnahme, die der Brenngaden bisher erbracht hatte. Carlo weinte beim Abschied und war fast nicht zu trösten. Auch Frau Barbara fügte sich nur ungern in diesen Entschluss, sie hatte während der Zeit, da er mit seinem gebrochenen Bein ihrer Pflege bedurfte, den Fremden lieb gewonnen. Herr Tomaso, der über die strengen Winter in der Schweiz manchmal bittere Worte gefunden hatte, musste mitten im Schneetreiben in eine noch viel kältere Gegend verreisen.

Mutter Theres hatte die Vorhänge im Büro der Schreinerei gewaschen und war damit beschäftigt, sie hübsch gefältelt wieder aufzuhängen. Von ihrem Leiterli aus sah sie in Rolfis züger Schrift einen angefangenen Brief unter andern Korrespondenzen liegen. Der Gwunder übermannte sie. Der Vorhang entglitt ihrer Hand. Sie beugte sich über das Pult und las: «Mein einzig geliebter Freund, heute fühle ich mich rundherum glücklich. Schon beim Erwachen war mir, als ob Du erst gestern dagewesen wärst. Das erfüllt mich . . .» Die weiteren Zeilen waren verdeckt. Die gute Frau musste alle gnädigen Geister zu Hilfe rufen, um den Brief nicht hervorzuziehen und weiter zu lesen. Aber sie wollte ihrer Tochter die Geheimnisse belassen. Eigentlich hatte sie genug gesehen. Vor einer Woche war Pankraz zu Besuch gekommen, hatte Rolfi zu einem Käfeli mitgenommen. Sie waren erst spät heimgekehrt. Nun war es also glücklich soweit. Sie schrieb ihm als einzig geliebten Freund. Seitdem legte sie ohne Bedenken die seltenen Briefe, die aus Paris kamen, an Rolfis Platz.

Zur Zeit aber, da die Blumen ihre bunten Kelche aus dem Gras emporreckten, die Sonne freundlich und warm herniederschien und Rolfi bei weit offenem Fenster am Pult sass, reichte der Briefträger die Post durch das Fenster hinein und sagte: «Ich gehe lieber nicht ins Haus hinüber. Ist ja doch alles für dich. Tschau Rolfi», bestieg das Rad und rollte davon. Mitten im Zusammenzählen einer langen Kolonne konnte sich das Mädchen nicht überwinden und musste geschwind nachsehen, ob nicht ein Brief mit einer ausländischen Marke dabei war.

Und siehe da, zwischen den Zeitungen und Reklamen steckte eine Karte mit dem Eifelturm. Da begann schon das Herz heftig zu klopfen. Die Rechenmaschine, die Buchhaltungsblätter, der Wirrwar auf dem Pult wurde beiseite geschoben, Rolfi setzte sich bequem in den Stuhl und begann die geliebte Schrift zu entziffern. Zur Hälfte gelesen, musste sie nochmals von vorne anfangen, so gross war ihr Erstaunen. Da standen eng ineinander gefügt die Worte: «Liebe Rolfi, an Pfingsten habe ich drei Tage frei. Ich lade Dich ein zu einem Besuch. Ich möchte Dir Paris zeigen. Eine herrliche Stadt! Ich kann Dich gut unterbringen, trotzdem hier über die Feiertage ein Höllenbetrieb sein wird. Komm und nimm Dein fröhliches Herz mit! Dein Arnold.»

Lesen und wieder lesen. Glauben und zweifeln. Eine Arbeit beginnen und wieder zu der Karte greifen, Wort für Wort nochmals begucken. Den ganzen Vormittag nichts leisten. Ein Liedchen trällern, im Büro herumspringen, und dann beim Mittagessen dem verdutzten Vater einen Kuss auf die unrasierte Backe setzen, Mariann um den Hals fallen, dem Lehrbub den Suppenteller zum Überlaufen füllen, der Mutter jodelnd und singend beim Abwaschen helfen, den ganzen Tag nicht mehr gehen und schreiten, nein, traben und hüpfen. Und dann am Abend im Kalender die Tage zählen und von jetzt an jedesmal vor dem Einschlafen mit einem dicken Strich den überstandenen Tag durchstreichen.

Schon lange hatte Rolfi Bücher über Paris gekauft, nun brannte ihre Nachttischlampe bis über Mitternacht hinaus. Auch die Fahrt wollte sie geniessen, die Landschaft und die Orte, an denen sie vorbeifährt. Studierte schon Wochen vorher den Fahrplan. Wenn ich früh genug am Morgen in Basel bin, kann ich schon am Mittag in Paris sein.

Rolfi musste sich dagegen wehren, nicht hastig, zapplig, nervös zu werden. Wie oft im Tag griff sie sich an den Kopf, krallte alle Finger in die Frisur, setzte sich ernst ans Pult, um eine Arbeit zu beginnen, und dann schwang die Freude wieder obenauf, das Glück, mit Arnold drei Tage zusammen zu sein. Die Bilder von

der schönen Stadt versanken in einem Nebel und daraus hervor kam das Gesicht des Geliebten, das sie liebkosen, streicheln, mit Küssen überdecken wollte.

Von einem hilfsbereiten Goldschmied

Und wirklich kam jene Nacht, da Rolfi zum letzten Mal unruhig und ohne Schlaf zu finden auf den Morgen warten musste, kam die Dämmerung, da sie in ihrem schönsten Kleid in Basel bei den Zollbeamten vorbeischritt und den Zug bestieg mit der Aufschrift: «Paris».

Viel zu langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Dann aber raste er durch die grüne Landschaft, an Dörfern vorbei, an Bäumen, Menschen, Pferden und Kühen. Durchfuhr kleine Städte ohne zu halten, zeigte im Flug Schlösser und Herrschaftssitze hinter gewaltigen Baumgruppen versteckt. Fuhr über Brücken und Kanäle, in denen schwerbeladene Schiffe schwammen. Das Auge konnte nicht alles fassen, was an Schönheit und Reichtum der Natur, an edlen Bauten und ehrwürdigen Kirchen vorüberglitt. Auf dem Heimweg wollte sie dieses und jenes noch einmal beachten, aber jetzt, nur schnell nach Paris. Ihr schien, die Schrebergärten, die Vorstädte mit ihren verrussten Häusern wollten kein Ende nehmen, immer wieder Fabriken und Strassen, endlos Dächer aneinandergereiht. Und die Angst, die leise aufstieg, wenn er vielleicht nicht am Bahnhof stehen sollte. Wie viel kostbare Zeit würde vergehen, bis sie sich finden konnten.

Und doch, der Zug gab sein gellendes Signal. Die Bremsen zogen an. In dem unendlichen Gewirr von Geleisen fand der Zug die Einfahrt in den Bahnhof und blieb sanft stehen. Eine Flut von Menschen ergoss sich auf das Perron, mit der Rolfi fortgeschwemmt wurde. «Ich bleibe zurück», dachte das Mädchen, «er soll Angst haben, ich sei nicht da.» Aber da gab es kein Stehenbleiben, so dicht war der Strom. Weit vorn, schon fast in der Nähe der Tische, auf denen Getränke serviert wurden, stand er da. Breitschultrig und wie ein Fels im Strom und beschaute mit scharfem Blick die Ausgestiegenen.

«Siehst du, hier küssen sich die jungen Leute im Gehen.»

Ein Erkennen war auf seinem Gesicht zu sehen. Dann blieben noch die letzten Schritte auf ihn zu, endlich ist es doch wahr geworden. Rolfi wollte ihn in die Arme schliessen, spüren, dass er wirklich bei ihr sei. Statt dessen griff er nach Rolfis Köfferchen, redete von einem Taxi, das sie noch vor der Mittagszeit in die Pension bringen sollte, weil sonst der Hausdrache nicht mehr Zeit finde, ihnen das Zimmer zu zeigen.

Endlich konnten sie ein Taxi anhalten und einsteigen. Auf nicht besonders weichen Pol-

stern lehnte er sich an sie und sagte: «Du kannst nicht ahnen, wie schwierig es war, dich unterzubringen. Ich führe dich jetzt in die Pension, in der ich in der ersten Zeit, da ich noch kein Zimmer gefunden hatte, selber wohnte. Mein Zimmer kann ich dir nicht zeigen, das ist eine fürchterliche Bude, stickig und stinkig, mit einem Wasserrohr über dem Bett, das rauscht und an dem ich beim Erwachen den Kopf auftüpfe. Aber ich habe bis jetzt kein anderes finden können.» Rolfi war enttäuscht. Konnte er denn nicht von etwas anderem reden? War das Zimmer in diesem Augenblick das Wichtigste von der Welt? Auch über das Kämmerchen, das ihnen in der Pension gezeigt wurde, war das Mädchen nicht begeistert. Ein schmales Bett mit einer Rolle statt Kissen. Das Fenster auf eine schmudelige, enge Gasse hinaus. Ein Brünneli mit tropfendem Wasserhahn und vor dem Bett lag ein Teppich, der aus der Kriegszeit stammte und von den Blumenmustern nicht mehr viel sehen liess. Arnold sah das Rümpfen der Nase, das missmutige Gesicht und sagte: «Das ist Paris. Ich will dir aber auch die schönen Seiten dieser herrlichen Stadt zeigen.»

Sie gingen an die Seine, den breiten Strom, der die Stadt durchschnitt. Vor einem Bistro, das an einigen Tischen auf dem Trottoir bescheidenes Essen servierte, nahmen sie Platz, bestellten und tranken ein Glas Wein. Und schon wurde Rolfi von dem bunten Leben eingefangen. Die gediegen zubereitete Speise, das Wogen der vorbeigehenden Menschen, die Schleppkähne auf dem Wasser und die Türme der grandiosen Kathedrale, die in unvorstellbare Höhe hinaufwuchsen. Dies alles verscheuchte den Unmut. Rolfi fand wieder zurück zu ihrer Freude, mit ihm zusammen zu sein. Spürte im Herzen, dass nichts dieses Glück zu trüben vermochte.

Sie schlenderten dem Fluss entlang, kamen wieder in einen belebten Stadtteil, wurden von einem Strom von Menschen eingekreist und überholt. Rolfi konnte sich nicht sattsehen an diesem Trubel, den hübschen Frauen, die nicht auffällig, aber chic gekleidet waren und an ihrem eleganten Schritt. Sie schaute mit Wonne auf ihr Benehmen und sagte: «Siehst du, hier küssen sich die jungen Leute im Gehen. Möchtest du nicht versuchen, ob es uns gelingt. Du müsstest dich nicht einmal so weit hinunterbeugen wie der lange Matrose vor uns. Das Küssen eines geliebten Menschen ist doch so süss!» Zu ihrem grossen Erstaunen blieb er stehen, umfing sie mit seinen starken Armen, küsste sie auf den Mund und zog sie an sich. Sie wurden bedrängt und gestossen, als Verkehrshindernis geschupst. Er kümmerte sich aber nicht darum. Nun schwenkte er in eine breite Strasse ein und sagte: «Wir gehen jetzt an einen Ort, wo wir das in schönster Umgebung ungestört geniessen können. Wir gehen in den Jardin du Luxembourg, einen wunderschönen Park mitten in der Stadt, gross und weit und still.» Sie kamen zu einem Schmiedeisentor und zu Rasenflächen, herrlichen alten Bäumen, zu Blumen und Springbrunnen und Bänken, die von spielenden Kindern erklettert wurden, von plaudernden Kindermädchen besetzt waren. An einem lauschigen Plätzchen und weit herabhängenden Ästen der Bäume, fanden sie eine leere Bank, wo der Flieder duftete und ein Eichhörnchen muntere Sprünge machte.

«Hier ist jetzt der Ort», lachte er, «wenn du schon nicht mehr warten kannst. Hier werde ich dir auch ein Geheimnis enthüllen, das ich schon lange Zeit in meinem Herzen verschlossen aufbewahrt habe.» «Komm, du mein einzig geliebter Mann», flüsterte Rolfi und schlang ihre Arme um seinen Hals, schaute ihm in die Augen und bot ihm ihre bebenden Lippen zum Kuss. Ohne die Zeit und die Pracht ringsumher zu beachten, blieben sie in die Zärtlichkeit versunken in die nie erlebte, innige Glückseligkeit.

Rolfi hatte aber nicht vegessen, was er zuvor gesprochen hatte und stammelte zwischen zwei Küssen die Worte: «Darf ich jetzt dein Geheimnis erfahren?» Umständlich rückte er von ihr ab, stützte seine Arme auf die Knie, starrte auf den Rasen vor sich und begann bedächtig zu sprechen: «Ich habe in der Schule recht guten Erfolg. Wenn ich noch ein Jahr oder zwei weitermache, dann bin ich gewiss, dass ich mein Leben als selbständiger Mann einrichten kann. Aber hier in Paris habe ich erfahren, dass ein Leben ohne dich nicht zu ertragen ist. Schliesslich gibt es noch andere Wege der Fortbildung.»

Noch ein oder zwei Jahre weitermachen, diese Worte fuhren wie ein entsetzlicher Schreck in Rolfis Bewusstsein hinein. Sie woll-

Im besonders warmen Sommer war das Baden eine besondere Freude.

te sofort rebellieren, konnte sich nur mit aller Anstrengung beherrschen. Da er aber weitersprach, vermochte sie wieder ruhiger zu atmen.«Ich werde, wenn das Jahr abgeschlossen ist, heimkommen. Ich habe keine Zweifel, dass dir das Freude macht. Ich hätte dir schon lange gerne gesagt, wie es um mich steht aber ich wollte dich nicht binden. Jetzt möchte ich dich binden, fest und für das ganze Leben an mich binden, Rolfi, weil ich nur dich allein von ganzem Herzen gern haben kann. Was sagst du dazu?» Rolfi aber sagte kein einziges Wort, kuschelte sich nur an ihn, streichelte seine Wange und suchte mit ihren Lippen seinen Mund und gewahrte erst wieder beim Erwachen, dass die Bank hart, die Luft kühler, die Schatten der Bäume länger gewworden waren und sie sich in Paris befand. «ich danke dir, Lieber, jetzt hat sich alles gelohnt.»

Zu ihrer Überraschung wurde er sehr ernst und fing in einem andern Ton zu sprechen an: «Das ist jetzt unser Schritt ins neue Leben. Wir wollen unseren Weg nicht ohne den lieben Gott beginnen. Morgen ist Pfingsten. Ich möchte gerne heute abend noch mit dir in die Kirche gehen, in die Kathedrale Notre Dame, in einen feierlichen Gottesdienst. Es ist nicht weit von hier. Wir können nachher etwas essen.»

Auf dem Weg dorthin sprachen sie nicht viel. Arm in Arm schritten sie durch die Menge. Erst vor dem herrlichen Portal legte er seinen Arm auf die Schultern des Mädchens, drückte ihre Hand, dann schritten sie feierlich, wie ein Brautpaar durch die grosse, reichgeschmückte Türe in den hochaufstrebenden Raum und vor den Altar.

Was kümmerte das Mädchen, dass es die Nacht in dem jämmerlichen Zimmer auf einem harten Bett schlafen musste, dass während den Feiertagen die Theater und die Museen geschlossen waren. Sie sassen am nächsten Vormittag vor dem Schloss Versailles, betrachteten die beschwingte Fassade, hinter der prunkvolle

Säle und kostbare Gemälde für jeden Besuch unzugänglich waren. «Für ein nächstes Mal», tröstete Arnold, «du kommst bald wieder, Rolfi, dann können wir alle diese Herrlichkeiten geniessen.» Das Mädchen verzichtete gerne. Ihm war nur jeder Augenblick kostbar, beim Geliebten zu sein.

Und da er anderntags, sie sassen an einem kleinen Tischchen an der Sonne, tunkten die knusperigen Parisergipfeli in den herrlich duftenden Kaffee, von einem andern Geheimnis sprach: «Alle Geschäfte sind geschlossen, jedes Gewerbe ruht, aber ich kenne einen jungen Goldschmied, er kommt zu uns in die Schule. Er wartet heute in der Werkstatt. Ich will dir ein Schmuckstück schenken, als Erinnerung an diese Tage in Paris, was möchtest du gerne?» Auf dem Weg, auf dem er ihr schon, ohne Aufforderung, im Gehen die Lippen küsste, wurde geraten, eine Halskette, eine Brosche, ein goldenes Armband, was sollte sie sagen, sie wusste nicht, wie viel er ausgeben wollte.

Sie schwenkten in eine enge Gasse ein, klopften an ein Tor, das zu einem Hinterhof zu führen schien. Es wurde von einem jungen Herrn geöffnet, der festtäglich angezogen war und mit einem Schlüsselbund klimperte. Er begrüsste Arnold wie einen alten Kameraden, machte vor Rolfi eine würdevolle Verbeugung und führte sie durch verwinkelte Gänge in seine Bude. «Ich habe dir eine kleine Auswahl bereitgemacht», sagte er und öffnete mit einem Schlüssel die Vitrine, «Jetzt, da ich das Fräulein vor Augen habe, möchte ich dir diesen empfehlen, er ist schmuck, schlicht und mein eigenes Werk.» Er legte zwei goldene Ringe auf roten Samt und lächelte, zwei Eheringe glänzten im hellen Licht der Lampe. Rolfi legte in ihrem Erstaunen die Hand an ihre Wange, dann über ihre Augen, um sich zu überzeugen, dass dies wirklich und wahr sei, beugte den Kopf über den Schmuck und suchte dann in den Mienen Arnolds Gewissheit. Sie wagte aber noch nicht die Ringe zu berühren. «Steck ihn an, schau ob er passt», drängte er, nahm den kleineren der beiden und schob ihn feierlich über ihren Finger.

Vor dem fremden Herrn wagte Rolfi nicht ihren Jubel zu zeigen, getraute sich nicht, Arnold ans Herz zu drücken. Der Ring war ein wenig weit. Der Goldschmied erklärte sich bereit, ihn noch diesen Vormittag anzupassen.

Die Stunde Wartezeit wurde mit zarten Worten ausgefüllt. «Arnold, das Glück rieselt wie ein langersehnter Regen über mich herab.» «Und was meinst du, was dieser Tag für mich bedeutet, Rolfi? Das Ende vieler Qualen und der Beginn einer glücklichen Zeit.»

In einem gemütlichen Restaurant, von flinken Kellnern bedient, sassen sie bei ihrem Verlobungsfestmahl. Weisser Wein duftete aus geschliffenen Gläsern, bemaltes Porzellan lag auf dem Tischtuch vor ihnen. Ein hübscher Blumenstrauss zierte die Tafel, die Ringe glänzten an ihrer Hand. Feierlich gestimmt genossen sie mitten im Kreis der fremden Männer und Frauen ihr Mahl und kamen ins Plaudern: «Nimmt mich nur wunder», sagte Arnold, «Peter hat mir in seinem letzten Brief geschrieben, er habe Aussicht, von den Banken den Brenngaden zu retten. Wenn ihm das gelingt, und wir nicht eine schönere Wohnung finden, dann ziehen wir in den Brenngaden.» Rolfi flüsterte über die herrlichen Gerichte hinweg: «Wo du einziehen willst, ist mir recht. Wohin du mich mitnimmst, ist mir lieb. Wenn ich nur bald immer bei dir sein kann.»